AUTHOR:

KUHLENBECK, LUDWIG

TITLE:

BRUNO

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1890

Master Negative #

92-80580-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

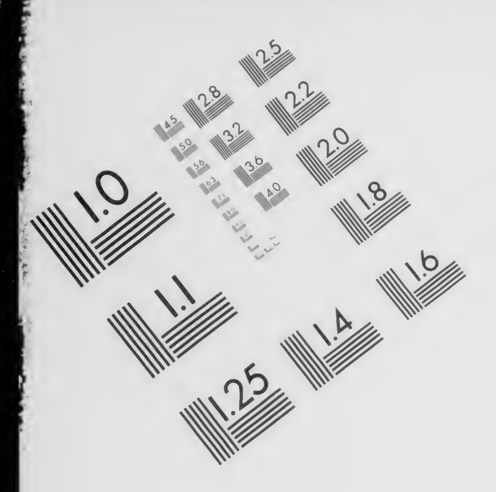
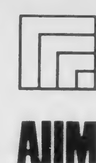
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

 Kuhlenbeck, Ludwig. 1857-1920.
Bruno, der märtyrer der neuen weltanschauung; sein leben, seine lehren und sein tod auf dem scheiterhaufen von Rudolf Landseck...
Leipzig 1890. S. 27+ 192p. ill. 1por. pl.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 5-20-92 INITIALS SA
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

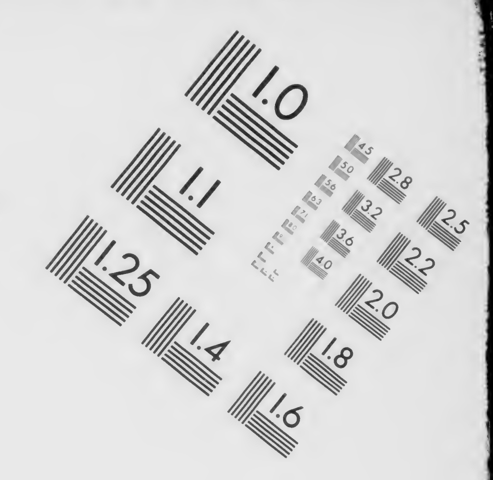



AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202



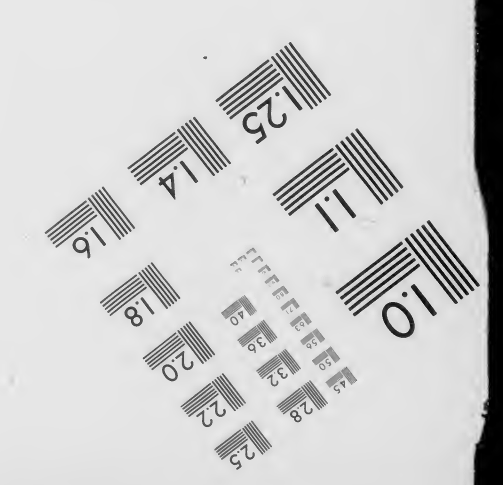
Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

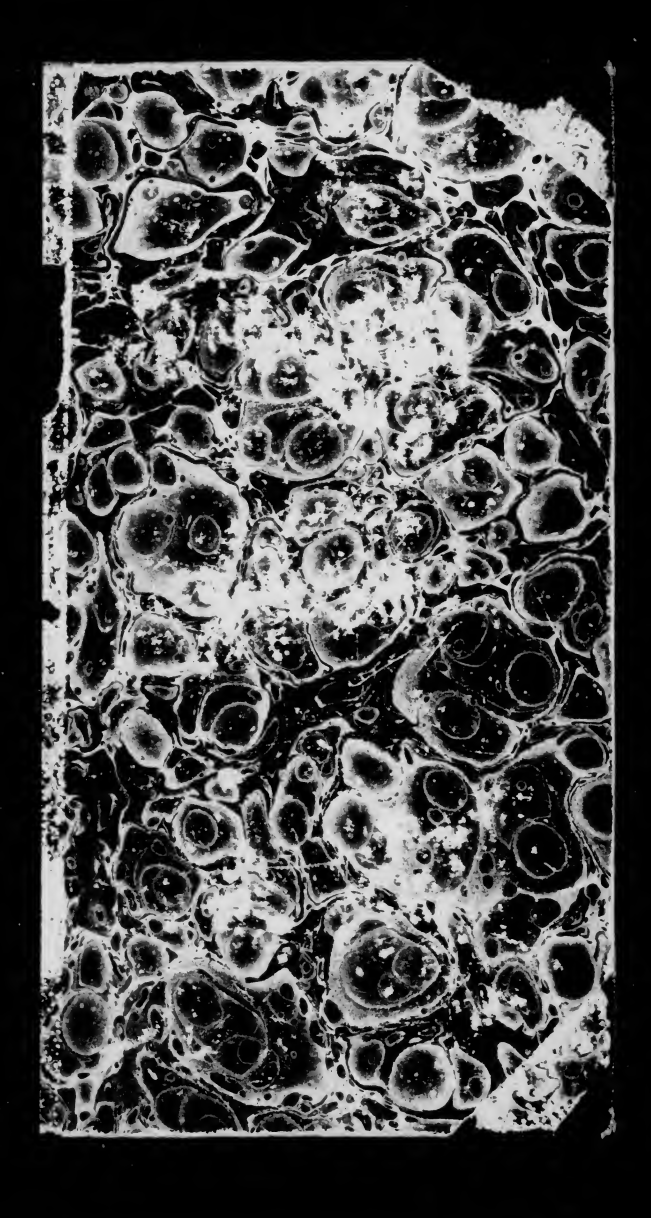
1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3



MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.





Bruno,

der Märtyrer der neuen Weltanschauung.



Giordano Bruno aus Nola.

Bruno,

der Märtyrer der neuen Weltanschauung.

Sein Leben, seine Lehren und sein Tod auf dem Scheiterhaufen.

Von

Rudolf Landseck.

Mit Illustrationen und einer Vorrede von L. Kuhlenbeck, sowie einer Übersetzung der Trostrede Bruno's beim Begräbnis des Herzogs Julius von Braunschweig, von demselben.

Leipzig.
Rauert & Rocco.
1890.

Meinem hochverehrten Freunde,

dem Herrn

Ettore Ferrari,

dem Schöpfer des Bruno-Denkmals auf dem campo dei fiori zu Rom,

Mitgliede der italienischen Deputiertenkammer,

zugeeignet.

Und mögt Ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder,
Wohl ahn' ich selbst, einst stürz' ich tot dar-
nieder,
Welch' Leben doch kann meinen Tod er-
reichen!? —
Und fragt mich auch das Herz einmal mit
Zagen:
Wohin, Verwegner, fliegst Du? Wehe, wehe,
Die Buße folgt auf allzukühnes Wagen.
Den Sturz nicht fürchte, ruf' ich aus der
Höhe!
Auf, durch's Gewölk empor! Und stirb zu-
frieden,
Ward Dir ein ruhmreich edler Tod beschieden.

Giordano Bruno.

Vorrede.

Der an mich ergangenen Aufforderung des Verfassers der nachstehenden Bruno-Biographie, eine Vorrede als Einleitung für dieselbe zu schreiben, hätte ich vielleicht Bedenken getragen, Folge zu leisten, wären Inhalt und Tendenz derselben durch die denkwürdige Feier der Enthüllung des Brunodenkmals am Pfingstfeste d. J. zu Rom allein veranlaßt und bedingt. Erstens käme die Schrift in diesem Falle doch etwas post festum. Zweitens pflegt leider gerade derartigen rauschenden Kundgebungen nach psychologischem Naturgesetz zunächst ein Rückschlag, eine Abspannung des Interesses zu folgen und, wenn nicht gerade in Deutschland die klerikalen Manifestationen gegen jene imposante Feierlichkeit noch wie Flutwellen in entlegeneren Buchten nachzitterten, dürfte man besorgen, daß dem hochgesteigerten Interesse für Bruno eine Ebbe folge, daß das mit Zeitungsartikeln und Vorträgen übersättigte Publikum fürs erste genug von dem großen Nolaner gehört zu haben wähne.

Aber die Bedeutung dieser Titanengestalt läßt sich nicht durch Jubelfeiern, Demonstrationen und Gegen-

demonstrationen, nicht durch Feuilletons und ein- oder zweistündige Vorträge erschöpfen. Und gerade diese Schrift soll es ja dem größeren Kreise der Gebildeten beweisen, daß man fast zweifelhaft sein kann, ob jene Panegyriken überhaupt ein hinreichendes Verständnis dieses Mannes an den Tag legten. Mir wenigstens ist es nicht zweifelhaft, daß Bruno selbst, der ein Weiser im vollsten Sinne des Wortes war und dem „es nie“, wie er sagt, „um derartige Früchte zu thun war, die nur auf dem Boden der Stimmenmehrheit gedeihen“, gar nichts darauf geben würde.

Das italienische Volk und alle, welche mit seiner Brunofeier sympathisiert haben, haben sich lediglich selber dadurch Ehre gegeben, und umgekehrt verhält es sich mit denen, die durch maßloses Gezeter und Geschimpfe über jene würdige Feier die beste Propaganda für die Ideen unseres Bannerträgers machen.

Diese Schrift scheint mir nun darauf angelegt zu sein, noch in weiteren Kreisen den Wunsch nach genauerer Kenntnis der Gedankenarbeit dieses solange unwürdig vernachlässigten Genius anzuregen und zum unmittelbaren Studium seiner Werke anzuregen.

Leider sind dieselben, teils in der uns so sehr entfremdeten lateinischen Gelehrtensprache des Mittelalters, teils italienisch geschrieben, der Masse der deutschen Gebildeten zur Zeit noch, abgesehen von der vortrefflichen Lassonschen Übersetzung der Dialoge „Über die Ursache, das Prinzip und das Eine“ (Kirchmannsche Bibliothek, Berlin 1872) und meiner Übersetzung der „Reformation des Himmels“ (Leipzig 1889), unzugänglich. Es wird jedoch die schönste Aufgabe der knappen Muße, die mir

mein praktischer Beruf läßt, bilden, diese Übersetzungen nach und nach zu vervollständigen, und ich hoffe nichts mehr, als daß sich recht bald berufenere Mitarbeiter für diese dem deutschen Volke längst geschuldete Aufgabe finden werden.

Aber in systematischem Zusammenhange sind Brunos Ideen unmittelbar aus der Quelle geschöpft, dargestellt von Professor Moritz Carrière in München, in dessen „Philosophischer Weltanschauung der Reformationszeit“ (2. Auflage, Stuttgart 1887) und von Professor Dr. Brunnhofer in dessen Buche „Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängnis“ (Leipzig 1882). Keines dieser für die Würdigung Brunos in Deutschland bahnbrechenden Werke macht das andere überflüssig.

Das erstere läßt den großen Nolaner aus einem den berühmten Kaulbachschen Fresken auf litterarischen Gebiete vergleichbaren geschichtsphilosophischen Zeitgemälde als Mittelfigur hervortreten, das zweite stellt ihn, wie Ettore Ferraris klassische Statue, in plastischer Einzeldarstellung vor uns hin.

Wenn neben denselben auch diese Schrift nicht überflüssig ist, so ist ihre Existenz nicht so sehr durch ihre in der Aufregung des Zeitkampfes gelegene Veranlassung als vielmehr durch den Zweck berechtigt, einen größeren Leserkreis, an den jene bislang fast nur in fachphilosophischen Kreisen gewürdigten Bücher nicht von selbst gelangen, dauernd auf Bruno aufmerksam zu machen. Wer jene eingehenderen Werke kennt, wird hinreichendes Interesse für die Gestalt unseres Weisen und Helden gefaßt haben, um auch an dieser kürzeren Darstellung

zeitweiliges Wohlgefallen zu finden, da sie ja keinesfalls eine Kompilation aus ihnen ist. Und wer sie nicht kennt, wird im Besitz dieser Schrift nicht ruhen, bis er sich auch in jene eingehenderen Darstellungen vertieft hat. Und wenn diese Schrift es unternimmt, einen Philosophen zu popularisieren, so liegt ihre Berechtigung darin, daß Bruno eben mehr ist als ein Schulphilosoph. So vornehm seine Gestalt dasteht, zu ihr darf jeder hinaufsehen und aus seinen Schriften kann, wie er selbst sagt, „jedermann Früchte entnehmen," „jedermann freilich nach Maßgabe der Fassungskraft des mitgebrachten Fruchtkorbs." In unserer reflektierenden Zeit, so sehr sie die Spekulation verachtet, wird dennoch in weiteren Kreisen der Gebildeten mehr Philosophie gelesen, als je zuvor, wenn man wenigstens Materialisten, wie Büchner und Lange, und Pessimisten, wie Schopenhauer und von Hartmann zur Philosophie rechnet. Selbst kein „Fachphilosoph", bin ich weit entfernt, diese Erscheinung zu belächeln. Sie geht aus einem in der Zeitlage begründetem Bedürfnis hervor.



Die Alten fabelten von „Inseln der Seligen", die im fernen Westen gelegen ein Asyl seien für heroische, nach Frieden und Freiheit verlangende Gemüter. Der edle Römer Sertorius glaubte an die Wahrheit dieser Fabel und suchte sie, wie Plutarch uns erzählt, nachdem blutiger Bürgerkrieg und sittliche Verderbnis des Volkes ihn aus seinem Vaterlande vertrieben hatten, von Spaniens Küste aus vergeblich zu erreichen. Schon Homer hatte von ihnen gesungen, daß dort

„Der bräunliche Held Rhadamantys
Wohnt und mühelos die Menschen leben und ruhig.
Nimmer ist Schnee, noch tobt ein Orkan her oder ein Regen;
Ewig wehn die Gesäusel des leis' anathmenden Westwinds,
Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen".

Nachdem heutzutage die äußersten Enden der Erde erforscht sind und der Erfahrungsbeweis seinen Abschluß gefunden hat, daß der Mensch, solange er diese Güter nicht in sich selber besitzt, auch unter paradiesischen Breitegraden Frieden und Freiheit nicht findet, glaubt niemand mehr an die sinnliche Wahrheit dieser Fabel, wenigstens nicht innerhalb der räumlichen Dimension. In zeitlicher Dimension freilich giebt es gerade heute mehr als einen Thomas Morus, der für die Zukunft sich sein besonderes Utopien träumt.

Aber

„Es ist nicht draußen — da sucht es der Thor,
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor!"

Das Ziel liegt jenseits der Welt, welche der natürliche Mensch für die allein wirkliche nimmt, während sie nach der Überzeugung aller Weisen die Scheinwelt ist; es liegt nicht in dem Besitz des schönsten Landes und des größten Reichtums und nicht in einer durch Erfindungen zauberhaft verstärkten Herrschaft über die Naturkräfte; denn „was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Das hätte auch Sertorius schon wissen können; hatte doch schon lange vor ihm indische Weisheit der äußeren Welt des Willens zum Leben, der räumlich und zeitlich unbegrenzten Sinnenwelt „Agnana“, gegenübergestellt die innere ewig unveränderliche Ideenwelt des Friedens „Gnana“ und den Satz aufgestellt: „Gnanan moksha“, „Durch Weisheit Vollendung“, und diese Lehre war auch durch Pythagoras und Plato den Griechen und Römern zugänglich geworden. Überhaupt ist anzunehmen, daß sie denen, die dafür empfänglich sind, niemals vorenthalten wurde; jeder Zeitperiode erscheint nach indischer Lehre aus dem Gnana ein „Buddha“, ein „Erleuchteter“, um in ihr als Pilot zu jener einzigen Insel der Seligen zu dienen.

Alle diese Buddhas oder Gnanis lehren ein und dasselbe, die einzige Wahrheit; doch den von Zeitepoche zu Zeitepoche sich ändernden Strömungen, Klippen und Sandbänken entsprechend steuern sie verschiedene Fahrstraßen, halten scheinbar verschiedenen Kurs auf dem Meere des Lebens. Den direktesten Kurs hielt jener, der von sich selber gesagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, Christus, der die Religion des Herzens begründet und vollendet hat. Doch die Geschichte lehrt, daß es nicht jedes Menschen

Sache ist, sich bei der Stimme des Herzens, die jedem Zweifler zuruft, daß Christus die Wahrheit lehrte und war, zu beruhigen. Fischer, Hirten und Frauen ließen sich mit jenem schlichten Beweis des Herzens genügen, aber Pilatus wiederholte die Frage: „Was ist Wahrheit?“, und nicht lange nach dem Tode ihres Meisters trennten sich schon seine Apostel in verschiedene Sekten, welche die Pilatusfrage verschieden beantworteten.

Der Mensch hat eben nicht nur ein Herz, sondern auch ein Hirn, welches grübelt und zweifelt und, weil es im Kopfe, über dem Herzen, thront, diesem die Kompetenz bestreitet, allein das Rätsel des Lebens zu lösen,

> „Das qualvoll uralte Rätsel,
> Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
> Häupter in Hieroglyphenmützen,
> Häupter in Turban und schwarzem Barett,
> Perückenhäupter und tausend andre
> Arme, schwitzende Menschenhäupter.“

Die christliche, insbesondere die christlich-katholische Kirche hat diese beiden Pole des Menschenwesens, das Bedürfnis des Herzens und die Ansprüche des Verstandes, durch eine kunstvolle Kette von Glaubenssätzen und Lehrmeinungen auszugleichen versucht, wobei sie sich wesentlich der Methoden und Anschauungen eines griechischen Weltweisen, des Aristoteles, bediente, der vielleicht dem Kerne der christlichen Wahrheit im Herzen weit ferner stand, als Plato, dessen Schule von ihr befehdet und schließlich unterdrückt ward. Ihr größter Fehlgriff bestand schließlich nicht so sehr in diesem Bemühen, die

Weltanschauung mit der Gottesanschauung in Einklang zu bringen, als vielmehr darin, daß sie den mit Aufwendung großen Scharfsinns errichteten gotischen Bau ihres Dogmen-Systems für den einzigen hielt, unter dem die Religion des Herzens sicher sei, und daß sie diese Meinung mit dem Machtspruch unduldsamer Autorität und dem Anspruch der Unfehlbarkeit bekleidete. Der Menschenverstand aber kann keine andere Autorität anerkennen, als die der ihm eingeborenen Naturgesetze des Denkens und der Natur selber, die sich keine Grenzen setzen läßt von menschlicher Willkür und Phantasie. Die auf den noch dazu nur halbverstandenen Aristoteles schwörende Scholastik wollte der Natur Grenzen setzen, unsere kleine Erde setzte sie nach dem Vorgange des Aristoteles und Ptolemäus in den Mittelpunkt ihres eingebildeten endlichen Weltalls, das sie mit sieben Himmelssphären, wie mit sieben Kapseln, umschloß. Über und jenseits dieser Welt thronte für sie die Majestät des Schöpfers, der diese Welt aus dem Nichts hervorgerufen, ein Herrgott, ähnlicher dem jüdischen Jehovah, als dem Allvater, von dem Christus lehrte, daß er nicht allein im Tempel von Zion, sondern überall gegenwärtig sei, wo man ihn im Geist und in der Wahrheit anbete, und Paulus, daß „wir *in* ihm leben, weben und sind." Dieser Glaube bestimmte das mittelalterliche Denken und Handeln. Weil sein Herrgott ein eifriger Gott war, der keine anderen Götter duldet neben sich, war es eifrig in der Ausbreitung seines Glaubens mit Schwert und Feuer und duldete keinen anderen Glauben. Weil sein Herrgott nicht in der Natur lebte und webte, sondern sich zu ihr verhielt, wie der Werkmeister zu

einem fühllosen Machwerk, galt ihm die Naturforschung als ein unwürdiger Gegenstand, ja als Abgötterei.

Da berührt, als nach der Zerstörung Konstantinopels flüchtige Griechen die, bei ihnen, wie Weizenkörner bei Mumien, ein Jahrtausend bewahrten Reste des Hellenismus nach Italien brachten und dort in einen durch lange Ruhe wiedergekräftigten Mutterboden verpflanzten, ein Lenzeshauch die europäische Welt und mit der Renaissance, der Wiedergeburt des wissenschaftlichen Geistes, lebte nicht nur Plato und der Neuplatonismus mit Telesius und den italienischen Akademikern wieder auf, sondern es erstand auch eine moderne mächtigere Minerva, als die antike es war, die exakte Naturwissenschaft, die Königin der Wissenschaften, um welche sich Geisteshelden, wie Copernicus, Kepler, Galilei und Newton scharten. Sie befreite die Philosophie, die nun nicht mehr die Magd jener überweltlichen Theologie bleiben wollte, sondern unbekümmert um Päpste und Konzilien die Lösung des uralten Welträtsels aufs neue in Angriff nahm. Die menschliche Vernunft ward sich ihrer Souveränität wieder bewußt und ihre erste That war die Zerstörung des Gebäudes der scholastisch-kirchlichen Weltanschauung. Aus ihrem eingebildeten Mittelpunkte schwand die Erde und ward zum kleinen Planeten eines von ungezählten Fixsternen, das Sphärengewölbe erwies sich als leerer Dunst und ins Unendliche dehnte sich das Universum.

„Weltsysteme, Fluten im Bach
Strudeln dem Sonnenwanderer nach,
Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir

Rasch entgegen, — „„Halt an! Wandrer, was suchst
Du hier?““

„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Wo der Markstein der Schöpfung steht!“

„„Steh, Du segelst umsonst! vor Dir Unendlichkeit
Steh, Du segelst umsonst, Pilger, auch hinter mir!
Senke nieder,
Adlergedank, Dein Gefieder!““

Wo blieb nun der überweltliche Schöpfer? Nachdem der geocentrische Standpunkt verloren war, schwand bald auch der anthropocentrische. Es kamen Kant und Laplace und bewiesen die mechanische Selbstentwicklung der Schöpfung, die nun schon keine „Schöpfung“ mehr war, der erstere wies die Nichtigkeit aller Beweise vom Dasein Gottes nach in der Kritik der reinen Vernunft, und auch der letztere erklärte, daß er, soweit er auch mit Teleskop und Rechnung die Weltenräume durchforsche, von einem Gotte keine Spur finde. Da frohlockt der souveräne Verstand, uneingedenk der Bedürfnisse des Herzens, und es triumphiert das Atheistenwort: „Ni dieu ni maitre!“ „Kein Gott und kein Herr!“

Aber das Herz erschrickt bei solcher Lehre, und auch der Kopf erkennt schwindelnd, daß schließlich diese unendliche Welt doch nur „Agnana“ ist, ein unendliches erbarmungsloses Getriebe, dessen Sinn er nicht erkennt,

„Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur!“

Ein scheinbar unversöhnlicher Gegensatz zwischen Kopf und Herz, Geist und Gemüt, Wissenschaft und Glauben, daher auch zwischen Staat und Kirche, Leben und Kunst charakterisiert die Gegenwart. Auf der einen Seite eine glaubenslose Wissenschaft, welche die edelsten Triebe sozusagen viviseziert und selbst das Sittliche auf nur physiologische Grundlagen zurückführt, für die Worte, wie Gott, Freiheit, Unsterblichkeit bloße Worte sind; — auf der anderen eine insoweit mit Recht wissenschaftsfeindliche Kirche, die sich aber schließlich in konsequenter Herzensthorheit gezwungen glaubt, um dem inmitten einer rastlos an allen seinen Gütern rüttelnden Zeit zagenden Herzen einen greifbaren Halt zu bieten, die Unfehlbarkeit eines wohlmeinenden Greises zu proklamieren. Allein der Mensch ist ein einheitliches Wesen und nur wenige starke Gemüter vermögen eine solche Spannung zwischen den beiden Polen ihres Wesens auf die Dauer zu ertragen. Wehe, wenn dieser Zwiespalt bis in das beste Mark der Völker hinabsteigt; wenn, wie heutzutage, die Lehre von „konventionellen Lügen“ die Massen durchsickert, und der praktische Staatsbürger keine andere Grundlage der Ethik mehr anerkennt, als die, welche die Erkenntnis der „Agnana“ ihm bietet,

„Ach da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,

Hoch auf der Fluten Gebirg' wiegt sich entmastet der Kahn;
Hinter Wolken verlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott,
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftetem Biß tötet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund,
Auf der Tribüne pranget das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.

Eine solche Zeit scheint geradezu mit lauter Stimme zu rufen nach einem neuen „Buddha“, einem Piloten, der sie vor dieser Klippe rette, — und was sind jene trostlosen Systeme, jene „kahlen Weltauffassungen“, nenne man sie nun Materialismus, Nihilismus, Pessimismus, anderes als Rufe nach einem solchen Piloten! — Und dieser Pilot, — er wird nicht mehr kommen! — — — denn er ist längst da, es ist die Kolossalfigur unseres Nolaners, der wir schon an der Schwelle des neuen Zeitalters begegnen, es ist Bruno, der die moderne Weltanschauung durch seinen Märtyrertod besiegelt und ihre Vereinbarkeit mit der Religion des Herzens beglaubigt hat.

Er, der die Souveränität der Vernunft wie kein anderer Mann der Wissenschaft repräsentiert, der, ein Denker im eminentesten Sinne, sich vor keiner anderen Autorität beugte, als vor der Wahrheit selbst, war durch diese seine sich mit staunenswertester Genialität gattende Geistesfreiheit befähigt, die wesentlichsten naturwissenschaftlichen und philosophischen Errungenschaften der auf seinen Tod folgenden drei Jahrhunderte vorauszuschauen.

Ein Vorläufer Galileis, dessen objektivnaturwissenschaftliche Methode er empfahl, wenn er im Gegensatz zu den leeren Schlüssen der scholastischen Weisheit die Spekulation auf Erfahrung begründet wissen wollte, war er auch ein Vorläufer des Cartesius, der die Selbstempfindung (das Fürsichsein) für den einzig gewissen Ausgangspunkt der Philosophie erklärt, aber er ging über Cartesius hinaus und anticipierte Lotze, wenn er diesen Satz umkehrte und die Wahrheit entdeckte, daß alles Sein nur

Wahrheit hat, sofern es Selbstempfindung (Fürsichsein) ist. Er anticipiert den großen Spinoza, der Gott für die einzige Substanz erklärt und die Welt mit Gott identifiziert, aber über ihn hinausgehend auch Leibniz, indem er den Pantheismus individualistisch vertieft und Gott nicht in die Welt aufgehen, sondern als die Monade der Monaden, als das zusammenfassende selbstbewußte Ich der Welt bei sich bleiben läßt. Der Satz des Malebranche und Berkeleys, daß „wir alle Dinge in Gott sehen", findet sich wörtlich bei Bruno. Der berühmte Hegelsche Satz von der dialektischen Einheit des Widerspruchs, welche ein Viertel unseres Jahrhunderts beschäftigte, erweist sich nur als eine Übertreibung des großen Worts Brunos von der Koincidenz der Gegensätze. Er ist ein Vorläufer der Entdeckungen Kants, Laplaces, Herschells und Leverriers über die Entwicklung und Gestaltung des Weltalls; seine Intuition ahnte die spektralanalytischen Entdeckungen Kirchhoffs, wenn sie behauptete, daß die Sonne aus denselben Grundstoffen bestehe, wie die Erde und die Planeten, und daß die Grundstoffe sich auf ihr nur in flüssigem oder gasförmigem Zustande befinden. Drei Jahrhunderte vor Schiaparelli erkannte er die Meteoriten als Bruchstücke kosmischer Körper.

Die physische Entwicklung der Erde, wie sie die heutige Geologie lehrt, lehrte schon Bruno, wenn er auf eine unmerkliche kontinuierliche Umgestaltung der Erdrinde schloß, die allmähliche Hebung oder Senkung der Kontinente, die Korrosion der Gebirge, die Änderung der Stromläufe bemerkte, und, ein Vorgänger Karl Lyells, die Erde im Innern glühend flüssig nannte und aus

dieser inneren Glut die heißen Quellen erklärte. Er leugnete die Möglichkeit eines nur passiv beweglichen Stoffes*) und ahnte das Gesetz Robert Mayers von der Umwandlung mechanischer Bewegung in Wärmeäquivalente und der Erhaltung der Kraft. Dreihundert Jahre vor Lavoisier lehrte er die Unzerstörbarkeit der Atome und erklärte die Verschiedenheit der Elemente aus den Zusammensetzungen ihrer Zahlen. In seinen Behauptungen vom Kreislauf der Stoffe anticipierte er Moleschott; in der Lehre von der Entwicklung der Arten Goethe und Lamarck, in der Erklärung dieser Entwicklung durch Zuchtwahl, Kampf ums Dasein und Vererbung Darwin und Häckel, „Die Maulwürfe haben verkümmerte Sehkraft, nachdem sie derselben bei ihrem Leben unter der Erde nicht mehr benötigen". In seinen Aperçüs über die Religionen ist er ein Vorgänger der kritischen und vergleichenden Religionsgeschichte eines Nork, Vico und Max Müller; in der Gesellschaftswissenschaft anticipiert er die Entdeckungen eines Bentham und Spencer.

So erscheint uns Bruno in seiner Erklärung der „Agnana" als vollendeter „Wirklichkeitsphilosoph" und mit Recht vindiziert ihn daher insoweit der moderne P o s i t i v i s m u s, diese vollendete Philosophie der souveränen Menschenvernunft, als seinen Märtyrer und Propheten.

Aber Eins haben viele d i e s e r Verehrer bislang übersehen, und d a s ist es, worauf hinzuweisen der Zweck dieser Vorrede ist.

*) Ich verweise auf Seite 70, Satz 20 der folgenden Biographie.

Vergessen haben sie vielfach, daß es eine Philosophie, ja mehr als das, eine Religion war, und nicht bloß ein Wissen, wofür Bruno den Tod gelitten. Bruno hat nicht nur das scholastische Lehrgebäude des Mittelalters zerstört und die neue Weltanschauung aufgebaut, er hat auch bewiesen, daß innerhalb dieser neuen Weltanschauung das Herz nicht zu verzagen oder pessimistisch zu resignieren braucht, daß die Religion des Herzens, die — ich wiederhole es — Christus begründet und vollendet hat, in diesem neuen dauerhaften Bau freier und friedlicher wohnen kann, als in jenem finsteren Tempel der Dogmatik, in den das Sonnenlicht traulich, aber trübe durch gemalte Scheiben drang.

Er hat die moralische Wahrheit des Christentums intellektuell gesichert, hat die Hand der Religion des Herzens gelegt in die Hand einer Religion des Geistes. Die unendliche Welt ist nach Bruno zwar keine zeitlich begonnene Schöpfung Gottes, aber besteht auch keineswegs durch sich selber, sondern Gott ist es, der sie von Ewigkeit her in sich trägt und erzeugt. Gott ist in Wahrheit der liebende Vater des Alls. Er ist allgegenwärtig im denkbar strengsten Sinne; denn er ist die selbstbewußte Einheit der Welt und die Einheit aller Wesen, die Monade der Monaden, uns selber innerlicher, als das, was wir unser Ich nennen und was nur eine bestimmte Zahl ist in der Stufenleiter der unzähligen Wesen, die

„Vom Barbaren bis zum höchsten Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmüt'gen Ringeltanzes,

Bis sich dort im Meer des höchsten Glanzes
Sterbend untertauchen Raum und Zeit."

Wie der Positivist Spencer, so erklärt Bruno, daß das wahre Wesen der Welt, die Gottheit, für die Vernunft, die nur in der Erkenntnis der äußeren Welt, der Erscheinungswelt, souverän ist, unerforschlich und unergründlich ist. Er wohnt in einem Lichte, von dem menschliches Auge nur den Abglanz ertragen kann. „In diesem Universum", sagt Bruno vor dem Inquisitionsgericht, Berti Documenti p. 26, „setze ich eine universelle Vorsehung, kraft welcher jedes Wesen lebt und webt und sich bewegt und in seiner Vollkommenheit dasteht, und ich verstehe sie in zwiefacher Art, erstens so, wie die Seele ganz im ganzen Körper gegenwärtig ist, ganz in jedem Teile, und diese nenne ich Natur, und einen Schatten der Gottheit, sodann aber in einer unsagbaren Art, in welcher Gott durch seine Wesenheit, Allgegenwart und Allmacht in Allem und über Allem wohnt, nicht wie ein Teil, nicht wie eine Seele der Welt, sondern in unbegreiflicher Art."

So ist Bruno, weit entfernt von demjenigen Materialismus und Positivismus, der wie Laplace von einem Gott nichts wissen will, weil er sich nicht mit Teleskopen oder Mikroskopen auffinden läßt, auch weit entfernt von dem Pantheismus eines Spinoza, Hegel oder Hartmann, der die Gottheit mit der Weltseele identifiziert und sich soweit versteigt, den Menschengeist erst für das Bewußtsein Gottes zu erklären.

In dieser Unerforschlichkeit des letzten Urgrundes der Welt ist ihm die Pforte gegeben, durch welche die

unvertilgbare Mystik des Herzens sich zurückziehen darf vor den Angriffen des zweifelnden Verstandes. Und hier erst liegt Gnana, die Insel der Seligen. Nicht der Verstand, die Liebe nur vermag als Pilot zu dieser Insel zu dienen,

„Du Liebe, offenbarst den tiefsten Grund des Wahren
Der schauenden Vernunft, Du sprengst das Eisenthor
Des Vorurteils, Du scheuchst des Irrtums Nebelflor,
Du strahlst als Herrscherin im Ätherreich, dem klaren.
Was Himmel, Erde, Höll' entfernen und bewahren,
Vergegenwärtigst Du für Geistes Aug' und Ohr,
So ziel' denn, Amor, gut, mit spitzem Pfeil durchbohr'
Die Herzen, daß sie Dir ihr Innres offenbaren.
Wohlan, gemeines Volk, schlag' auf die blöden Augen,
Zur Wahrheit laß sie schaun, sofern sie dafür taugen,
Geblendet blinzelt Ihr; dann heißt Ihr Amor blind;
Nur weil Ihr kindisch denkt, däucht Amor Euch ein Kind:
Nur weil Ihr falsch und arg, Beständigkeit Euch Spott,
So schwört Ihr, treulos sei und falsch der Liebe Gott."

(Bruno, Heroici furori, Sonett 7.)

Bruno ist eben ein Monist in dem vollendeten Sinne dieses die Einheitlichkeit des Seins bezeichnenden Wortes, daß er auch einen Dualismus von Kopf und Herz, von Geist und Gemüt nicht zuläßt. Darum ist er der berufene Wegweiser unseres Zeitalters. Er beweist, daß die Mystik des Herzens sich wohl vereinigt mit der Klarheit des Wissens. Er beweist, daß man die moderne Weltanschauung mit einer Gottesanschauung vereinigen kann, die zwar, wie leider diese Kirche selber es will, nicht diejenige der katholischen Kirche, wohl aber

diejenige Christi selber gewesen ist. Er beweist, daß man alle Errungenschaften der modernen Wissenschaft einschließlich selbst des mißverständlich so berüchtigten Darwinismus vereinigen kann mit einer sittlichen Weltordnung, und daß es ebensowohl Blindheit ist, dieses nicht sehen zu wollen von seiten der Kirche, wie es Blindheit ist von seiten des Nihilismus und Pessimismus. In diesem Bewußtsein, daß seine Philosophie mit der Religion des Herzens nicht in Widerspruch stehe, vielmehr den Beweis führe, daß auch der kühnste Flug des Geistes schließlich nur dahin führt, wohin das Herz sich sehnt, und daß auch die freiste Forschung schließlich nur eine „intellektuelle Liebe" Gottes ist, hat er den Tod erlitten. Darum sagt Moritz Carrière (Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit p. 411) mit Recht:

„Giordano Bruno ist als ein Blutzeuge der Wahrheit gestorben, ein Prophet der Geistesfreiheit und der allgemeinen Menschenliebe, ein Herold des Christentums der Zukunft, ja der Gegenwart."

Osnabrück, im September 1889.

Dr. Ludwig Kuhlenbeck.

Wahrheit und Tugend lieben die Gesellschaft weniger, sie fliehen den großen Haufen. „Vernunft ist stets bei Wenigen gewesen." Ihre Verfassung ist aristokratisch — aber aristokratisch im edelsten Sinne: eine Aristokratie, in deren Kreise jeder eintreten kann, der will, jeder, der sich ihrer würdig erweist; es liegt an der Menge — nicht an der Wahrheit, nicht an der Tugend und Vernunft, wenn ihre Würde stets nur von Wenigen geteilt wird.

Christus ward nicht einmal von einem seiner zwölf Jünger ganz verstanden, so lange er lebte. Nach seinem Tode, den der Pöbel, an seiner Statt um die Begnadigung eines Raubmörders bittend, mit seinem wüsten Geschrei: kreuziget! kreuziget! forderte, erfolgte eine Auferstehung seines Geistes auch nur, wie es scheint, um eine Kreuzigung dieses Geistes durch seine eigenen vermeintlichen Nachfolger für Jahrtausende zu verlängern, um in dessen Namen, der durch seine Selbstaufopferung alles Opfer=

wesen zu beenden wähnte, das blutigste Opferwesen zu „heiligen“.

„Opfer fielen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört!“

In dem menschlichen, aber manchmal auch menschlich verblendeten Volk der Athener hatten sich unter fünfhundertundfünfzig Geschworenen zweihundertunddreißig gefunden, die den weisesten ihrer Mitbürger, Sokrates, zum Tode verurteilten, „weil er ein Gotteslästerer und Volksverführer sei“ — wie die gewöhnliche Anklage der Menge gegen ihre wahrsten Freunde lautet, und wie auch diejenige gegen Christus gelautet hat. Aber schon wenige Tage nach der Vollstreckung dieses Urteils (der sich durch Flucht zu entziehen, wie seine Verurteiler selbst es zweifellos wünschten, der Weise für unwürdig hielt) sollen die Athener bittere Reuethränen vergossen haben und in allgemeines Schluchzen ausgebrochen sein, als bei der Aufführung eines Trauerspiels von Euripides die folgenden Worte ihnen ins Ohr und ins Gewissen drangen: „Getötet habt Ihr, Danaer, die wahrhaft weise, schuldlose Nachtigall der Musen, den besten der Hellenen!“

Die größte Schmach, die nun auf ihrem glorreichen Freistaat haftet, jener frevelhafte Justizmord, ward durch diese Thränen zwar nicht völlig fortgespült, aber doch einigermaßen gemildert. Eine solche edle Reue, deren jene

„Heiden“, jene Athener, denen ein Apostel Paulus, augenscheinlich nicht denkend an seines Meisters Gleichnis vom Splitter und Balken, Aberglauben vorzuwerfen wagte, schon nach drei Tagen fähig waren, ist christlichem Priestertum noch nicht nach drei Jahrhunderten gekommen über ein weit gräßlicheres Justizverbrechen, über der abscheulichsten eines unter den zahllosen Menschenopfern, durch welche es die Kreuzigung Christi an seinem Geiste fortgesetzt hat und fortsetzen möchte, sofern es noch die Kraft hätte. Das beweist die maßlose Erregung, der „Skandal“ (so nennen sie es selber), zu dem der katholischen Christenheit die Errichtung des Bruno-Denkmals zu Rom am Pfingstfeste d. J. Anlaß giebt. Wer, so fremd ihm auch der Name Giordano Bruno klingen mag, hätte nicht davon gehört, nicht davon wohl gar im Käseblättchen von Schilda gelesen, daß selbst acht Wochen nach der Enthüllung dieses Denkmals die katholischen Gesellenvereine Deutschlands sich noch nicht beruhigen wollen darüber, daß dieses Denkmal stehen bleiben soll in der „Stadt des heiligen Vaters“, daß von Kaplänen, die sich im Kulturkampf zu redegewandten Demagogen ausgebildet haben, Volksversammlungen berufen werden, um von bierdunstigen Köpfen in tabaksrauchigen Wirtshaussälen die Resolution fassen zu lassen, daß das Christentum in Gefahr gebracht ist durch Errichtung eines ehernen Standbilds, daß der deutsche

Reichstagsabgeordnete Lieber, ein Führer des Zentrums, den Mann, dem dieses Denkmal errichtet ist, ein „Schwein" und einen „Esel" geschimpft hat.

Kresse und Gänseblümchen schießen schnell ins Kraut, sobald nur ihr Same in die Erde gesenkt ist, aber die hochragende, langelebende Eiche keimt schwer und wächst langsam, um nach Jahrhunderten Schutz und Schatten zu gewähren für viele. So verhält sich auch der wahre, der verdiente Nachruhm umgekehrt in Hinsicht auf seine Dauer, wie hinsichtlich seines baldigen Eintritts, wie Schopenhauer treffend bemerkt, ja er muß der Nachwelt *abgekämpft* werden, ihm geht vorher, was Feuchtersleben schön ausgedrückt hat durch die Verse:

„Wie doch die Menschen sich winden und wehren,
Um nur das Gute nicht zu verehren."

Diese Wahrheit sah das deutsche Volk sich bestätigen, als vor einem Jahre einem seiner größten Sänger — Heine mein' ich, der „ein Heer von ewigen Liedern gedichtet", der aus tiefen Herzenstiefen, ein Taucher im Ozean der Poesie, so manche köstliche Perle heraufgeholt hat, — in seinem Geburtsort ein Denkmal errichtet werden sollte, und eine Entrüstung heulende Menge dies hintertrieb.

Die ganze Christenheit aber sah es bestätigen, als vor zehn Jahren, auf Anregung einer Auswahl der gelehrtesten und gebildetsten

Männer fast aller civilisierten Nationen, die studierende Jugend Italiens beschloß, einem Genius, mit dem Italien die Welt beglückt hat, einem Heroen der Wissenschaft und Geistesfreiheit, endlich, fast drei Jahrhunderte nach seinem Tode, ein Monument zu stiften an der Stätte, wo ihn Bosheit und Unverstand hingerichtet, ja mordbrennerisch verbrannt hat. Der Platz mußte *diesem Standbild erkämpft* werden. Die von dem ersten Künstler Italiens, von Ettore Ferrari aus edler Begeisterung unentgeltlich und in klassischer Vollendung hergestellte Statue mußte sich zehn volle Jahre in der Werkstatt ihres genialen Meisters bergen, wie ein unbestelltes und mißlungenes Werk, denn eine Weltmacht, die katholische Kirche und ihr „unfehlbarer" Souverän, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der Papst, für den sogar ein im deutschen Reichstage gesprochenes Wort die Weltregierung beansprucht hat, widersetzte sich ihrer Enthüllung so lange, bis endlich in diesem Jahre das römische, ja das italienische Volk diese, nur mit den unsichtbaren Waffen der kleinlichsten Intrigue kämpfende Großmacht an ihre Nichtigkeit erinnert hat und über die paar Quadratfuß eines öffentlichen Platzes in der Hauptstadt Italiens, welche die Hauptstadt der Kirche *gewesen* ist, verfügt hat, nicht um einen Scheiterhaufen, sondern um das herrlichste

Denkmal der Geistesfreiheit und des Geistesadels darauf zu errichten.

Am ersten Pfingsttage d. J. wurde es enthüllt und steht nun da, auch abgesehen von seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, ein Schmuck der an Kunstzierden reichsten Stadt der Welt, auf dem campo dei fiori, nicht weit von der uralten via triumphalis, der Siegesstraße der alten Römer, die unzählige Triumphzüge römischer Männer- und Bürgertugend über alle Völker des alten Erdkreises sah, unfern den Ruinen des Pantheon, des All-Götter-Tempels antiker Religionsfreiheit, und nahe den Ruinen der Curie des Pompejus, wo der große Cäsar unter sechsunddreißig Dolchen verblutete.

Je zäher der dumpfe Widerstand der Welt gewesen ist, dem dieses Ruhmeszeichen abgerungen worden, um so freudiger und lauter ist andererseits auch der Jubel der Welt gewesen, die seinen Wert anerkannt hat. Noch niemals ist eines großen Mannes Denkmal unter gleich erhebenden und imposanten Kundgebungen enthüllt worden wie dieses, vor dem am 9. Juni d. J. 1970 Banner und Fahnen von Universitäten und wissenschaftlichen Vereinen, nicht Italiens nur, sondern des heutigen Erdkreises sich neigten.

Da mochte auch der einfache Hirt aus der Campagna und der rauhe Landmann aus den

samnitischen Bergen, welcher nicht weiß, was Philosophie ist, den nur das äußere Festgepränge in die Stadt gelockt hatte, sich sagen: „Fürwahr, dieser, dem erst nach drei Jahrhunderten solche Ehre wird, ist ein großer Mann gewesen!“

Aber warum waren all die Kirchen der katholischen Weltstadt geschlossen an diesem Pfingsttage? Warum schien der Stellvertreter Gottes im Vatikan an diesem 9. Juni von größerer Furcht befallen zu sein, als selbst an jenem 20. September, da der Freiheitsheld Garibaldi unter dem Kriegsgeschrei: „Roma o morte!“ („Rom oder Tod!“) die Mauern erstürmte? Warum trauerte er, während in rauschender, aber doch des Philosophen würdiger Weise die fahnen- und blumengeschmückte Stadt eine heilige Pfingstfeier der Gewissensfreiheit und des Geistes beging? Während hunderttausendstimmige „Evvivas!“ („Lebehochs!“) das letzte grausenvolle Echo jener Todeslitanei übertäubten, die ein finsterer Busiris vor Jahrhunderten seine Totenbrüder vor seinen blutrünstigen Altären winseln ließ, — warum bebte da Seine Heiligkeit hinter dem verschlossenen Bronzethor des von ihrer Leibgarde besetzten Vatikans und schrak zusammen bei jedem Echo, welches von der Freude widerhallte, daß heutzutage kirchenheilige Mordsucht die Träger großer Gedanken nicht mehr schlachten und braten darf?

In seinem Allerheiligsten lag Leo XIII., ein mitleidswürdiger Greis, auf den Knieen und vergeblich murmelte er die lateinischen Zauberformeln seiner Gebete. Der große Fetisch, dem ehedem jene Menschenopfer gebracht wurden, sandte kein Erdbeben, um dem Treiben auf dem campo dei fiori ein Ende zu machen, schleuderte keinen Blitzstrahl, die eben enthüllte Statue zu zerschmettern: golden glänzte vom tiefblauen Azur des römischen Frühlingshimmels die Sonne hernieder und ihre Küsse flammten auf der Bronze des aus einem Blumenhügel emporragenden Monuments.

Warum ließ er schließlich die Gesandten auswärtiger Mächte zu sich befehlen? — Es kamen, so heißt es, die Republik Frankreich und das Fürstentum Monaco, und nahmen Seine Vorwürfe entgegen, daß Seine heilige Autorität nicht mehr geschützt werde durch Kanonen und Bajonette — gegen wen? — Gegen so eine Bildsäule von Erz? — Gegen das historische Gewissen?

Warum jene unzähligen Protest-Telegramme von Schwarzröcken der verschiedensten Kirchen-Provinzen, selbst ex partibus infidelium, und warum jetzt noch in Deutschland, dem Lande, das die besten Katholiken hat, dem Lande des Zentrums, jene vorhin erwähnten Entrüstungsversammlungen und „Skandale"?

Dem deutschen Volke soll diese Schrift erzählen, wer der Mann gewesen, vor dessen Statue das Priestertum und die Theokratie von heute größeres Grauen und größere Angst zu empfinden scheint, als die von ehemals vor den lebendigen Reformatoren Huß, Luther und Zwingli, was er gelehrt, gelebt und durch seinen Märtyrertod besiegelt hat, und jenes „Warum?" der katholischen Wut über ein Denkmal wird sich am Ende der Schrift dem Leser von selbst beantworten.

Brunos Geburt und Kinderjahre.
1548—1563.

Eine uralte, mindestens achthundert Jahre vor Christi Geburt von griechischen Kolonisten aus der Chalkidike gegründete Stadt, liegt Nola im schönsten Gau Italiens, der sogenannten Campania felice, dem ehemaligen Königreich Neapel. In einer am Fuß des Berges Cicala liegenden Vorstadt desselben, Casa di St. Paolo, war im sechzehnten Jahrhundert eine Kolonie deutscher Lanzknechte ansässig, deren blutiges Handwerk in dem dazumal stets von Fehden und kleinen Kriegen heimgesuchten zerrissenen Italien am leichtesten Arbeit fand.

In dieser Vorstadt wohnte Giovanni Bruno, der Vater unseres Philosophen. Er war vermutlich, ein Offizier dieser fremdländischen Söldner gewesen, deren Anwerbung er gleichzeitig für den Bedarfsfall vermittelt haben mag, und bewirtschaftete hier in Friedens- oder Urlaubszeiten ein eigenes kleines Gut oder wohnte auf dem Hofe seines Schwiegervaters Savolino. Daß er kein gemeiner Soldat war, dafür bürgt seine zweifellos höhere Bildung und seine freundschaftliche Beziehung zu Tansillo, einem Dichter ersten Ranges. Seine junge Gemahlin, Namens Fraulissa oder vielleicht Fraulinda, geborene Savolino, scheint, wie ihr Vorname andeutet, deutschen Voreltern entstammt zu sein. Sie gebar ihm im Jahre 1548 einen Knaben, der ein Krieger mit geistigen Waffen werden sollte. Er erhielt in der Taufe den Vornamen Filippo. Es beweist frühzeitiges Erwachen eines scharfen Auffassungsvermögens in dem Kinde, daß ihm ein Ereignis aus dem ersten Lebensjahre deutlich erinnerlich blieb, welches ihm allerdings vielleicht das Leben hätte kosten können. Eines Tages hatte sich eine der in dortiger Gegend vorkommenden gefährlichen Schlangen durch eine Mauerritze in das Haus geschlichen und schlängelte sich auf das unbewacht in seiner Wiege liegende Kind zu. Da rief dasselbe zum ersten Male mit deutlichem Ausdruck „Vater", und dieser, der

in der Nähe weilte, eilte nun sofort herbei und tötete das Untier. Der heranwachsende Knabe erinnerte eines Tages, „wie aus einem Traum erwachend", die staunenden Eltern, die des Vorfalls schon längst nicht mehr gedachten, daran und wußte jedes Wort wiederzugeben, das der erschreckte Vater bei der Entdeckung und Tötung des gefährlichen Tieres geäußert hatte. Schon früh bezeugte er auch den, Dichtern und Philosophen gleichermaßen eigenen, Hang zu nachdenklicher und empfindender Betrachtung der Personen, Dinge und Verhältnisse; nicht immer befriedigte es ihn, mit seinen Vettern und dem großen Hunde des Nachbars Polidoro zu spielen, die komischen Figuren seiner Nachbarschaft, den trunkenen Schenkwirt Paolino oder den Schneider Danese zu foppen, oder bei dem gutmütigen deutschen Landsknechts-Veteranen Franz um Zulassung zu dessen Obstgarten zu betteln, — einsam suchte er gern die den Gipfel des Cicala krönende Burgruine auf und durchschweifte mit träumerischem und doch hellsehendem Auge die Umgebung, spähte dem Fluge des Kuckucks nach oder beobachtete den am südlichen Horizont sichtbaren, manchmal mit einer pinienförmigen Rauchsäule oder gar mit Flammenglut gekrönten Vesuv; letzterer erschien ihm wie eine gestaltlose, vegetationslose Masse; als er aber im achten Lebensjahre nach Neapel kam und nun den Vesuv in der Nähe erblickte, und denselben überquellenden Reichtum an

durcheinander sich schlingenden Blättern, Blüten, Zweigen und Früchten von Pappeln, Ulmen, Eichen, Ephen, Myrten und Rosmarin, Maulbeer=, Lorbeer=, Oliven=, Kastanienbäumen hier entdeckte, wie am Bergabhange des Cicale, da schloß er, daß die Natur keine Entfernungen kennt, daß es nur der beschränkte Gesichtspunkt des Beobachtenden ist, der ihr Grenzen setzt.

In diesem Lebensjahr ward er nämlich, um bessere Bildungsmittel zu genießen, nach Neapel zu seinem Oheim, der dort Sammetweber war, in Pension gegeben. Er genoß hier zunächst den Privatunterricht eines Augustinermönchs, Teofilo da Varrano, dessen Erinnerung er noch in seinen späteren Schriften dadurch ehrt, daß er in der Regel den Träger der Lehrerrolle in seinen Dialogen Teofilo nennt; außerdem hörte er die Vorlesungen eines Professors, den er Sarnese nennt, vermutlich der später an die Universität zu Rom berufene Vicenzo Colle da Sarno.

Eintritt ins Kloster und erste Bedrohung mit der Inquisition. Flucht. 1563—1576.

Das Königreich Neapel seufzte damals (seit 1504) unter dem Joch der spanischen Fremdherrschaft. Landesvater Brunos war also jener König Philipp II. (1556—1598), der niemals in seinem Leben gelacht haben soll, den Schiller mit folgenden Sätzen so scharf charakterisiert: „Freude und Wohlwollen fehlten diesem Gemüte. Zwei Begriffe, sein Ich und was über diesem Ich war, füllten seinen Geist aus. Egoismus und Religion sind der Inhalt und die Überschrift seines ganzen Lebens. Er war König und Christ, und war beides schlecht, weil er beides vereinigen wollte; sein Glaube war grausam und finster, denn seine Gottheit war ein schreckliches Wesen."

Unter ihm aber verwaltete als Statthalter dieses schönste Nebenland der spanischen Krone Herzog Alba, der seine Bluthundnatur hier, in einem katholischen und gehorsamen Lande schon so offen an den Tag legte, daß die protestantischen und rebellischen Niederlande, nach denen er im Jahre 1567 abberufen wurde, schon vor seiner Ankunft im Lande eine Vorahnung der Greuel überkam, die er dort verüben sollte.

Diese beiden Namen dürften ausreichen, um dem mit ihrer Bedeutung nicht unbekannten Leser eine Vorstellung von den unglückseligen Zeitumständen zu geben, unter denen Bruno heranwuchs. Aber, als ob die Natur im Bunde gestanden hätte mit den Spaniern, auch von Erdbeben, Pest und Mißernten wurde das „glückliche Campanien" damals heimgesucht, und während Tausende von Landarbeitern dem

Hungertode erlagen, ließen die spanischen Behörden nicht nur Unsummen erpreßten Geldes, sondern sogar große Schiffsladungen von Brotkorn exportieren.

Inzwischen beunruhigten die Türken mit ihrer der spanischen weit überlegenen Flotte die Küste, entführten oft Hunderte von Männern, Weibern und Kindern bei plötzlichen Landungen in die Sklaverei, und im Gegensatz zu der selbst räuberischen, zu einer geordneten Polizeiverwaltung unfähigen Regierung entwickelte sich ein rohes Banditenunwesen, dessen Haupt, sich mit nationaler Tendenz drapierend, unter dem Namen eines „König Markone“ den Schrecken aller Besitzenden bildete, ein wahrer Rinaldo oder Fra Diavolo jener Zeit.

Aber schlimmer und ruchloser als beide, Räuber und Despoten, wütete die Mordsucht der heiligen Inquisition. Nicht nur im Norden Europas, auch in Italien regte sich damals, wenn auch weit vereinzelter und schwächlicher, der Lenzeshauch der religiösen Reformation; in Italien war es die Sekte der Waldenser, welche sich vom Katholizismus ablöste. Ihr nun spürte in Italien die schlimmste Spezies der kirchlichen Inquisition, die spanische, nach bis in die verborgensten Schlupfwinkel, die das verfolgte Gewissen aufsuchen kann. „Wollte die Kirche,“ sagt Schiller, „einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern, so mußte sie die ganze Form des sittlichen

Charakters zerschlagen, an die er aufs innigste geheftet ist, in den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen und womöglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke töten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und Natur sind immer die ersten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen und denen sie sie geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden, — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit diesem Vermächtnis seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord des Geistes heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in

den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben: ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Geltung sind für den Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord und schändet wie Sodomie; ihre Urteile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben."

Die Dominikaner — man nannte sie nach einem Wortspiel „domini canes" („Hunde des Herrn") — waren die Spürhunde dieser Inquisition.

Und in ein Kloster dieses Ordens, in den Convento St. Dominico zu Neapel, sehen wir unsern jungen Nolaner plötzlich in seinem fünfzehnten Lebensjahre eintreten. Was mag ihn dazu bewogen haben? Vielleicht, daß seine verarmte Familie ihm keine Mittel zur Fortsetzung gelehrter Studien mehr gewähren konnte, vielleicht auch, daß besondere schwere Familienschicksale in ihm, ähnlich wie es ein halbes Jahrhundert früher einem Luther erging, eine erregte religiöse Stimmung hervorgerufen hatten, die ihm, dem tiefangelegten, naiven Knaben, der

noch Schein für Wesen hielt, im Kloster Trost und Zuflucht versprach.

Als Noviz erhielt er nach klösterlichem Brauch, der den völligen Bruch der Familienangehörigkeit bezeichnen soll, einen neuen Namen, den Brudernamen Jordanus oder italienisch Giordano.

Ein Adler hatte sich in einen Käfig für Raben, Krähen und Geier verirrt.

Schon frühzeitig kam er mit der klösterlichen Autorität, die ihre Zöglinge nicht auf freie Entfaltung der geistigen Anlagen, sondern auf Einförmigkeit des Glaubens und Empfindens abzurichten bedacht war, in Konflikt.

Von Haus aus — sein Vater war ein Freund des Dichters Tansillo, der zu Venosa geboren, aber von nolanischen Eltern stammend den größten Teil seiner Jugend in Nola zugebracht hatte — hatte Bruno eine große Neigung zur Poesie. Allein gerade dieser Neigung, die sich weniger in geistlichen Gesängen als in schwärmerischen Sonetten und dramatischen Versuchen erging, suchte die strenge Censur seiner klösterlichen Vorgesetzten zunächst einen Zaum anzulegen. So verzichtete er denn scheinbar auf seinen Dichterberuf und vertiefte sich mit um so größerem Eifer in das Studium der Kirchenväter und Scholastiker, besonders des „heiligen" Thomas ab Aquino, dessen in der That umfassende Gelehrsamkeit von seinem Orden fast als die höchste Stufe menschlicher Wissen=

schaft vergöttert wurde, daneben aber studierte er fleißig die Philosophen des Altertums, und zwar nicht nur den Aristoteles, den die Scholastik ebensosehr verehrte wie mißdeutete, sondern ebensosehr den seiner poetischen Denkweise verwandteren Plato und die Neuplatoniker; doch auch die Stoiker, vor allem Lucrez, und selbst die vorsokratischen Philosophen blieben ihm, der wie eine Biene aus allen Arten von Blumen Wachs und Honig zu bereiten verstand, nicht fremd. — In unbewachten Mußestunden oder bei Unterbrechungen seines Klosteraufenthaltes entwarf er aber wohl heimlich schon sein satirisches Lustspiel: „Il Candelajo" („Der Leuchter"), welches alle Kenner, trotz vieler technischen Mängel, zu den bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der Komödie zählen. Dasselbe spiegelt die zerfahrenen Zustände des damaligen süditalienischen Kulturlebens, den krassen Aberglauben, die vielfältige Gaunerei, die mit äußerer Frömmigkeit verschwisterte Unsittlichkeit in sprühendem Witz und derbem Realismus: man darf es mit Schillers „Räubern" vergleichen, soweit ein Vergleich einer Komödie mit einer Tragödie zulässig ist.

Jedenfalls schrieb er damals schon einen satirischen Dialog: „Die Arche Noahs", welchen er, vermutlich nicht ohne Ironie, dem Papste widmete. Da diese vielleicht nie gedruckte Schrift verschollen ist, wissen wir nur aus sonstigen Andeutungen, daß sie einen Wettstreit

der Tiere um den Vorrang auf der Arche behandelte; dem Esel wurde der beste Platz auf dem Hinterteil des Schiffes bewilligt.

Obwohl Bruno, wie er selbst sagt, bald einsah, daß er, bei größter Gefahr, seine eigenen Gedanken verbergen müsse, kam er dennoch gar bald in drohende Berührung mit der Inquisition.

Eines Tages fand er einen Klosterbruder andächtigst vertieft in das blödsinnige Erbauungsbuch von „den sieben Freuden der Jungfrau Mariä" und konnte sich nicht der Bemerkung enthalten, daß doch auch in der Klosterbibliothek noch wohl gesundere Geisteskost zu haben sei, und wär's auch nur eine Lebensbeschreibung der alten Kirchenväter. Sofort denunzierte ihn jener wegen Verdachts der Ketzerei beim Magister der Novizen, der denn auch gleich als auf eine zweite, sehr bedenkliche Thatsache darauf hinwies, daß er aus seiner Zelle alle Heiligenbilder bis auf ein schlichtes Kruzifix entfernt hatte, und eine Anklageschrift gegen ihn verfaßte. Der Prior jedoch zerriß diese Anklageschrift und ließ ihn für diesmal mit einer Verwarnung davonkommen.

Mit vierundzwanzig Jahren empfing er die Priesterweihen und las in der Stadt Campagna seine erste Messe.

Das Priestertum führte ihn nun häufiger aus den engen Klostermauern heraus und befreite ihn von der beständigen Aufsicht der

Vorgesetzten und den niedrigen Intriguen und Angebereien der Brüder — es ermöglichte ihm wieder unmittelbareren Verkehr mit Natur und Menschheit, verschaffte ihm auch freieren Zugang zu solchen geistigen Bildungsmitteln, die innerhalb der Klostermauern verpönt waren; zu letzteren gehörte neben den Werken der Humanisten der Reformationszeit, sowie mancher italienischen Naturphilosophen vor allem das erst vor kurzem erschienene Werk des Copernicus: „De revolutionibus orbis“ („Über die Umdrehungen der Weltkörper“), der wissenschaftliche Markstein und Wegweiser in die Neuzeit.

Mit welcher jugendlicher Begeisterung er dieses Werk aufnahm, beweisen folgende Verse aus seinem späteren Lehrgedicht über das Universum:

„Hier begrüßen wir Dich, Du mit herrlichstem Sinn Begabter,
Dessen erhabener Geist ein ruhmlos dunkeler Zeitstrom
Nimmer bedeckt, deß Stimme der Thoren dumpfes Gemurmel
Freudig und frisch durchschallt, hochedler Copernicus, dessen
Mahnendes Wort an die Pforte der Jünglingsseele mir pochte.
Da ich noch mit Sinn und Verstand ein anderes meinte,
Als ich jetzo gefunden es hab' und greife mit Händen!
Siehe, da öffnete sich die lautere Quelle der Wahrheit,
Wie Dein Stab sie berührt, und hell aufglänzte die Schönheit
Nun mir die Welt — denn es hat im Wendepunkte der Zeiten

Gott zum Diener auch mich des besseren Tages erkoren.“ —

So konnte und mußte sich Brunos schon lange keimendes Ketzertum oder — bezeichnen wir es richtiger — sein angeborener Wahrheitssinn jetzt entfalten, und er entfaltete sich plötzlich und ganz, der Frühlingsblume gleich, die durch Schnee und winterlichen Moder hindurchbrechend den ersten Hauch des Lenzes, den ersten Strahl des Lichtes erfaßt hat. Aber freilich vergaß auch seine freimütige Natur, daß seine Ketten nur verlängert, nicht gelöst seien.

Eines Tages ließ sich Bruno in Gegenwart mehrerer anderer Priester mit einem Ordensbruder Montalcino, einem Lombarden, in ein Gespräch über Arius und andere Ketzer ein und wagte es, als jener behauptete, alle diese Ketzer seien unwissende und unlogische Köpfe, den logischen Wert ihrer Argumente zu verteidigen.

Das genügte, um in ihm selbst den Ketzer zu wittern, und alsbald ward vom Provinzial seines Ordens eine schwere Anklage, die ihn ketzerischer Abweichungen vom orthodoxen Glauben in nicht weniger denn 130 Punkten bezichtigte, eingereicht; zugleich wurde seine Einkerkerung beantragt. Er entzog sich derselben durch schleunige Flucht.

In der Hoffnung, sich beim Prokurator des Ordens selbst, von dem er größere Unparteilichkeit als bei dem persönlichen Gehässigkeiten

Raum gebenden neapolitanischen Konvent erwarten mochte, zu rechtfertigen, wandte er sich zunächst nach Rom und ward hier als Gast im Kloster St. Maria della Minerva aufgenommen. Doch wenige Tage später schon wurde er von Freunden aus Neapel brieflich benachrichtigt, daß sein Prozeß eine sehr schlimme Wendung zu nehmen drohe, zumal man einige von ihm vor seiner Flucht beseitigte verbotene Bücher, unter anderem die Werke des heiligen Chrysostomus mit Anmerkungen des im Geruche des Ketzertums stehenden Humanisten Erasmus, die er in der Eile, anstatt sie zu vernichten, in den Abort geworfen hatte, wieder aufgefunden und als Beweismittel zu den Akten genommen habe, die Akten aber jetzt nach Rom versenden werde. Da erkannte er, daß auch hier seines Bleibens nicht mehr sein dürfe.

Er legt sein Mönchsgewand ab und entflieht. Die Sage geht, veranlaßt durch eine Aussage seines tückischsten Feindes, jenes Judas Ischarioth, der ihn zwölf Jahre später den Armen der Inquisition ausgeliefert hat, daß ihn noch vor den Thoren Roms ein verräterischer Gesell zurückzuhalten und dem Kerkermeister zu überliefern versuchte, er aber diesen übermannte und in den vorbeiströmenden Tiber schleuderte, in dessen hochgehenden Wellen jener den Tod gefunden habe. Die erhaltenen Akten des letzten Inquisitionsprozesses bestätigen die Wahrheit dieser Sage nicht. Sollte sie wahr

sein, so ist sie in unseren Augen weit entfernt, einen Schatten auf Brunos Charakter zu werfen. Dem geschah recht, der ihn, der nicht nur für sein physisches Leben, sondern für seinen hohen Beruf und die Befreiung der Menschheit ringen mußte, zu solch einem Akte der Notwehr nötigte. Keinenfalls kann es sich um einen Mord aus Rache gehandelt haben, wie jener selbst rachsüchtige Verräter es darstellen wollte; denn die katholische Kirche, bestrebt, jede denkbare Schande auf ihr Opfer zu häufen, würde gewiß nicht gezögert haben, eine solche That, falls sie ihr nur halbwegs glaubhaft erschien, aktenkundig zu machen.

Die erste Rast nimmt der Flüchtling in Genua. Hier hatte er Gelegenheit, die Verkommenheit der Religion, die ihn als Ketzer verfolgte, in einer sich als unbewußte Selbstverhöhnung darstellenden Form zu beobachten. Es wurde eben ein hohes Kirchenfest gefeiert und die Mönche von Castello stellten nun den größten Schatz ihres Klosters, ihre heiligste Reliquie, nämlich den angeblichen Schwanz des Esels, den der Heiland auf seiner letzten Osterfahrt geritten habe, zur Schau; unter Erstattung des dafür von ihnen geforderten Almosens drängte sich der gläubige Pöbel an das in Seide gehüllte Heiligtum heran, und die Mönche — „eine Abart des menschlichen Namens, dienstbare Geister des römischen Stuhls,“ sagt Schiller — schrieen wie die Marktschreier:

„Dies ist der Schwanz des heiligen Esels! Küssen! Küssen! Aber nicht anfassen! So gebt uns Almosen! Hundertfältig wird's Euch der Herr vergelten! Küsset den Schwanz! Nicht anfassen!“

Damals schrieb er wohl jenes Sonett in sein Tagebuch, das in der Einleitung seines Werkes: „Die Cabbala des Pegasus mit der der Beigabe des Cyllenischen Esels“ gedruckt steht:

Preis des Eseltums.

O heil'ges Eseltum! O heil'ge Ignoranz!
O heil'ge Dummheit! Heilige Frömmelei!
Dir schafft die Seligkeit ein Eselsschwanz,
Doch Wissenschaft gilt Dir als Teufelei!
Was frommt es auch, der fernen Sterne Glanz
Zu prüfen oder in der Bücherei
Zu grübeln über der Planeten Tanz,
Das Denken bricht ja nur den Kopf entzwei!
Was nützt Euch, Denkern, alles Spekulieren?
Ihr dringt nicht in das Herz der Mücke ein
Und möchtet Mond und Sonne visitieren?
Vergeblich sucht ihr stets der Weisen Stein:
Knie't lieber hin und faltet fromm die Hände!
Denn die Vernunft ist eine Satansdirne;
Drum betet, daß Gott Euch den Frieden sende,
Der sonder Zweifel wohnt im frommen Eselshirne!

Da in Genua, der dort herrschenden Pest und bürgerlicher Unruhen wegen, kein Lebensunterhalt zu gewinnen ist, fährt er zu Schiff weiter nach Noli, einem Hafenstädtchen in der Nähe von Savona. In dieser Stadt hatte auch Dante, ein gleich edler Flüchtling, einst

vor den Verfolgungen politischer Feinde eine Zuflucht gefunden. Er erhielt hier vom Magistrat die Erlaubnis, Kindern Unterricht in der Grammatik zu geben, nebenbei erteilte er Erwachsenen Unterricht in der Astronomie oder, wie man es damals nannte, in der Wissenschaft von den Sphären. Diese Wissenschaft scheint in jener Zeit, zumal in Italien, wie Petrarcas und Dantes mit astronomischen Vorstellungen und Anspielungen für die heutige Durchschnitts-Sternkunde allzu reichlich durchsetzte Dichtungen beweisen, in weit höherem Grade für einen unentbehrlichen Bestandteil der allgemeinen Bildung gegolten zu haben, als heutzutage. Die Kenntnis des Auf- und Niedergangs der Sternbilder ist eben für die neuere Welt durch Uhren und Kalender praktisch entbehrlich geworden, und mit ihr scheint verloren gegangen zu sein, was sich sonst von astronomischem Interesse im Volke entwickelt hatte. Gegenwärtig freilich fehlt es nicht an Handbüchern und Gymnasialunterricht, und jedes Kind weiß, daß die Erde sich um die Sonne bewegt, was Bruno als neue Wahrheit lehrte. Aber schwerlich würde heute ein junger Gelehrter in einer kleinen Stadt wie Noli für einen Kursus populärer Astronomie einen genügenden Kreis von Gebildeten um sich versammeln können, da man selbst die Kenntnis der Sternbilder und scheinbaren Bewegung der Himmelskörper fast nur noch bei Fachgelehrten findet.

Wir dürfen annehmen, daß Bruno schon in Noli die ersten Grundzüge jener großartigen Umwälzung der kosmischen Weltanschauung gelehrt hat, die er von da ab als begeisterter Apostel durch die Kulturländer Europas tragen sollte. Die auf den Universitäten jener Zeit herrschende scholastische Ansicht lehrte das sogenannte Ptolemäische Welt-System, nach welchem zwar die Erde und das ganze Weltall eine Kugelform besaß, die Erde aber in der Mitte einer großen kristallenen Hohlkugel oder Sphäre unbeweglich schwebte, eingeschlossen von neun oder zehn durchsichtigen Kristall-Hohlkugeln, deren jede eine besondere Sphäre einschloß; dies ganze Hohlkugelsystem drehte von Osten nach Westen sich um eine Axe, die durch den Mittelpunkt der Erde ging; Sonne, Mond und Planeten machten, verschiedenen Sphären zugewiesen, diese Bewegung mit. Die äußerste Sphäre war der sogenannte Fixsternhimmel und jenseits desselben begann das Empyreum, der Sitz des Herrgotts und seiner Heerscharen.

Bruno war vielleicht der Erste, der gegen diese Anschauung im Anschluß an Copernicus mit allen Waffen der Logik und Naturkunde öffentlich lehrend auftrat und der naturwissenschaftlichen Weltanschauung Bahn brach, die jetzt in ihrem allgemeinsten Umriß freilich längst das Gemeingut aller nur halbwegs Gebildeten geworden ist, damals aber als unerhörte Neuerung und Ketzerei angefeindet wurde.

Er lehrte, daß unsere Erde nicht im Mittelpunkte der Welt unbeweglich ruhe, sondern sich in elliptischen Bahnen um die Sonne drehe, um welche sich auch die übrigen, bis dahin bekannten sieben Planeten in ähnlichen Bahnen bewegen; daß die Erde nicht der größte, sondern einer der kleinsten Weltkörper sei; daß die Planeten ihr ganz ähnlich und zum Teil an Größe überlegen, vielleicht auch von lebenden Wesen bewohnt seien; und selbst über Copernicus hinausgehend, lehrte er, daß auch die Sonne nicht den Mittelpunkt des Universums einnehme, daß vielmehr jeder Fixstern selbst wieder eine nur unendlich weiter entfernte Sonne sei, wie unsere Sonne von dunkeln und nur ihrer Entfernung wegen für uns unsichtbaren Planeten umschwebt. Nicht neun bis zehn Sphären oder Himmel, umgrenzt von leerem Raume, gebe es. „Es giebt nur einen Himmel, nur einen unermeßlichen Weltraum, eine Ätherregion, durch welche das Ganze sich regt und bewegt; auch unsere Sonne und die Fixsterne drehen sich wieder um die „Sonnen-Sonne", und alle diese unzähligen Weltkörper sind aus derselben Materie entstanden wie unsere Erde; aber diese Materie kann unendlich verschiedene Gestaltungen und Zustände aus sich entwickeln. Da sie in einem ewigen Strom der Entwickelung in steter Bewegung begriffen ist,

so sind die Welten und Weltsysteme stetig veränderlich und als solche vergänglich; ewig bleibt aber die ihnen zu Grunde liegende schaffende Energie, ewig die jedem kleinsten Atome innewohnende Urkraft, nur die Zusammensetzung ändert sich."

Nach einem Aufenthalt von vier Monaten verließ Bruno Noli, vielleicht weil die Neuheit seiner astronomischen Lehren den Verdacht der Geistlichkeit rege machte. Über Savona und und Turin wanderte er nach Venedig.

Venedig ward damals ebenso wie Genua von der Pest heimgesucht, welche hier im August 1575 begann und bis zum Ende des Jahres 1576 mehr als 42000 Menschen dahinraffte. Diese furchtbare Diktatur des Todes führte jene abnormen sozialen und moralischen Zustände herbei, in deren unvergleichlicher Schilderung ein Boccaccio und Manzoni um den Preis ringen.

Bruno scheint Todesfurcht nie gekannt zu haben; weil er in Venedig in einer der vielen Druckereien Beschäftigung fand, nahm er vier bis sechs Wochen lang inmitten dieser Erntearbeit des Todes seine Niederlassung und ließ eine Broschüre drucken mit dem Titel: „Die Zeichen der Zeit". Da diese Schrift verschollen ist, können wir ihren Inhalt nur ganz allgemein aus dem Titel erraten. Da sie zuvor einem Pater Remigius aus Florenz

zur Prüfung übergeben war, ist anzunehmen, daß sie jedenfalls nichts kirchlich Anstößiges enthalten haben wird: es war vielleicht ein Vorläufer seiner später zu erwähnenden „Lullischen Schriften".

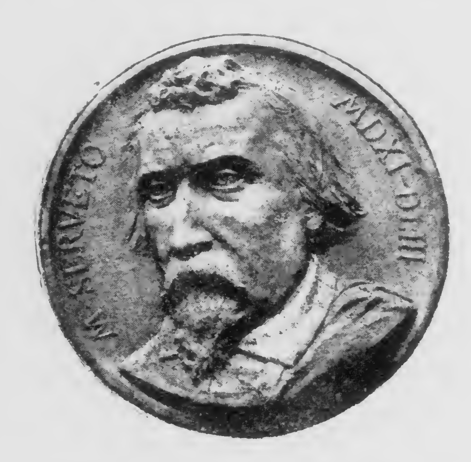
Bruno in Genf. 1578.

Von Venedig aus verließ er Italien und wanderte über Brescia, Bergamo, Chambéry nach Genf, der südlichsten Hochburg der Reformation, der theokratischen Republik Calvins.

Calvin war seit fünfzehn Jahren tot, aber sein fanatisch ebenso unduldsamer wie religiös überzeugter, strenger Geist lebte noch ungeschwächt unter seinen Anhängern. In Genf hatten viele Italiener, welche der religiösen Reformation beigetreten waren, vor den Verfolgungen der Inquisition ihr Asyl gefunden: eine große Kolonie italienischer Reformierter, deren würdigstes Haupt der Marchese de Vico war, nahm den Nolaner gastfrei auf.

Anfangs hat Bruno hier, wo er seinen Lebensunterhalt in Druckereien als Korrektor erwarb, in seinen Mußestunden fleißig die Vorträge der reformierten Professoren und die Predigten der reformierten Geistlichen besucht. Allein der reformatorische Geist, den er hier fand, war das Gegenteil dessen, den er suchte. Die Reformierten in Genf setzten dem Fanatismus der katholisch-kirchlichen Dogmatik nicht

die Freiheit des Gewissens, sondern den ebenso unduldsamen Fanatismus ihres eigenen Katechismus-Glaubens entgegen und drangen mit unerträglichem Bekehrungseifer auf Bruno ein, der sich jedoch von der inneren pharisäischen



Medaillon des Arztes Servetus vom Bruno Denkmal.

Hohlheit des evangelischen Muckertums gar bald angewidert fühlte und schließlich sogar die äußerliche Werkheiligkeit des Katholizismus fast höher schätzen zu müssen glaubte, als die tote Buchstabengläubigkeit jener. Es war noch nicht

allzulange her, daß Calvin den gelehrten Arzt Servetus, den Entdecker des Blutumlaufs im menschlichen Organismus wegen seines Unglaubens an einige reformierte Dogmen hatte verbrennen lassen. Als auch Bruno es wagte, gegenüber den Ansichten eines Genfer Philosophie-Professors, Namens de la Faye, seine eigene Überzeugung in einer kleinen Druckschrift zu verfechten, warf man ihn, sowie den Verleger seiner Schrift ohne weiteres ins Gefängnis. So stand es damals um die Toleranz selbst bei den Reformierten.

Bruno wurde, nachdem er selbst einige Tage im Gefängnis gesessen und der Verleger seiner Schrift zu einer Geldbuße verurteilt war, aus Genf verwiesen. Aus dem Protokoll, das sich über diese Verhandlungen in den Archiven des Genfer Konsistoriums gefunden hat, entnehmen wir nebenstehendes Faksimile seiner Unterschrift.

So verließ er denn Genf nicht ohne ein Gefühl tiefster Erbitterung gegen die calvinisti-

sche Sekte, bei der er gerade das freieste Asyl für seine eigenen reformatorischen Ideale zu finden gehofft hatte, mit sich zu nehmen, und es ist daher wohl verständlich, wenn sein persönlicher Groll gegen diese Reformierten sich nach Jahren noch in einigen, vielleicht allzu scharfen Ausfällen in der Schrift: „Die Vertreibung der triumphierenden Bestie“ Luft machte. — Hier legte er dem Momus, dem Gott der Satire und des Tadels, folgende Worte in den Mund:

„Möge doch ein Held der Zukunft jene alberne Sekte von Pedanten ausrotten, welche ohne die guten Werke zu thun, die das natürliche und göttliche Gesetz anbefiehlt, sich für höchst religiös und für Auserwählte Gottes halten, indem sie behaupten, daß auf gute oder böse Werke gar nichts ankomme, sondern daß die Seligkeit nur davon abhänge, daß man an ihren Katechismus glaube.“ Den Zeus aber läßt er dann als Strafe für alle jene frommen Anhänger der „deformierten“, d. h. verunstalteten, nicht aber „reformierten“ oder verbesserten Religion bestimmen, daß sie nach ihrem Tode eine dreitausendjährige Seelenwanderung in Eselleibern verbüßen sollen.

Bruno in Toulouse. 1579—1580.

Seine Lehre von der Seele.

Von Genf wandte sich unser Apostel des freien Denkens nach der katholischen Universität Toulouse im südlichen Frankreich. Hier, wo damals durchschnittlich zehntausend Studenten weilten, fand er bessere Aufnahme; hier herrschte verhältnismäßige Lehrfreiheit neben regem Fleiß und Eifer der Studierenden. „Die Studenten der Universität Toulouse,“ meldet ein Chronist dieser Stadt aus jener Zeit, „standen morgens um vier Uhr auf und fanden sich nach Anhörung der Messe um fünf Uhr in den Hörsälen ein, mit ihren Heften und Kerzen in den Händen.“ Das größte Interesse der Studierenden nahm in jenen Tagen dort die Wissenschaft von der Seele in Anspruch; erzählt man doch, daß hier einst ein Professor der Philosophie, der sich nach Ansicht seiner Zuhörer allzulange bei anderen Problemen aufhielt, von ihnen durch den allseitigen lebhaften Zuruf: „Anima, anima!“ („die Seele, die Seele!“) unterbrochen und aufgefordert wurde, endlich auf dieses interessanteste Thema zu kommen. So las denn auch Bruno, nachdem er sich zunächst durch Erwerbung des Doktorgrades das Recht zu öffentlichen Vorlesungen erworben hatte, ein Kollegium über „die drei Bücher des Aristoteles über die Seele“. Seine Vorlesungen fanden bald solchen Zudrang und Beifall, daß er von

den Studenten, die bei der damaligen freien Verfassung aller nichttheologischen Universitäten das Recht besaßen, die Lehrstühle durch ihre Wahl zu besetzen, zum Professor erwählt wurde.

Was für Ansichten entwickelte Bruno über die Seele? Nahm er überall an, daß eine Seele als ein selbständiges und vom Körper unabhängiges Wesen existiere, und glaubte er an ihre Unsterblichkeit?

Erst etwa fünfzig Jahre früher hatte Pietro Pomponazzo, ein Landsmann Brunos, den für seine Zeit anerkennenswerten Mut gehabt, die Unsterblichkeit der Seele vom philosophischen Standpunkte aus zu leugnen und als ein unbeweisbares Dogma des Glaubens hinzustellen, und gerade durch dessen scharfsinnige Schriften war die Seelenfrage zur brennenden Tagesfrage geworden. Bruno griff die Behauptungen Pomponazzos nicht mit theologischen, sondern mit logischen und naturwissenschaftlichen Gründen an. Er lehrte in unserer Zeit, wo vielfach irrtümlich bei Halbgebildeten gerade die vulgär-materialistische Seelenleugnung als einziges Kennzeichen rechter Geistesfreiheit gilt, ist es wohl angebracht, dies besonders hervorzuheben — die Unsterblichkeit, ja die Ewigkeit der individuellen Seele, und gerade in dem unerschütterlichen, wissenschaftlichen Bewußtsein dieser Wahrheit fand er den nachhaltigen Trost, die beste Frucht der Philosophie. Er hat dieser Überzeugung später einmal in seinem Lehr-

gedicht „Über das dreifach Kleinste“ durch folgende Verse Ausdruck verliehen:

„Geh' nun, Thor, und fürchte des Tods Dräu'n und des Geschickes,
Geh' zum Geschwätze der Thoren dahin, die Träume des Pöbels
Laß mit tödlicher Furcht Dich erfassen, als ob Du in Wahrheit
Wärst ein Zusammengefügter, aus stofflicher Masse bestehend.
Wird nicht, während Du lebst, die Masse des Leibes verändert,
Wie sie aus eigener Bewegung in stetigem Wechsel des Stoffes
Neue Materie ergreift und stets die frühere ablegt?
Oder ist wohl der Stoff Dir im Fleisch und Blut noch derselbe
Theilweis' oder im Ganzen, wie Jahre zuvor es gewesen?
Blieben des Knaben Blut und Muskeln und Nerven dem Jüngling
Unverwandelt? Veränderte nicht im Wechsel dem Mann sich
Alles? Fließen die Glieder nicht, und entäußern erneuert
Sich der verbrauchten Form genau, wie dies Nägel und Haare
Selbst den stumpferen Sinnen beweisen; — indessen der Seele
Wesen inmitten des Herzens beharrt, die lenkende Vollkraft,
Durch die Einer Du bist, derselbige bleibst und ein Ich bist?
Mag in buntem Getrieb Dich rastlos brausend umdrängen
Rings unzähliger Bilder Gewirr und wechselnder Zufall,
Dies, dies bist Du selbst, was mächtig die Mitte gefaßt hält

Wie das Äußerste, wie die sämtlichen Teil' unteilbar,
Das zu trennen keiner Naturkraft irgend vergönnt ist,
Das der Blitz nicht rührt, die verzehrende Zunge der Flamme
Nimmer verletzt, das Seelenatom, das wie die Atome des Leibes
Unzerstörbar, so daß nur die Ordnung allein und die Stelle
Und der Teile Gebrauch stets wechselt, doch unverändert
Ruhig im Wechsel beharrt des Geistes unteilbares Wesen.

Wahrhaft Wesen und Grund ist nie Zusammengefügtes,
Sondern das Fügende, Du, und der letzte Teil des Gefügten,
Welches Du rings anbauest um Dich. So wirst Du ermessen,
Daß Du schlechter in nichts als der unterwürfige Leib bist,
Der doch nimmer in Nichts zurücksinkt, sondern beharret;
Jetzt sich hier, jetzt dort ergänzend, daß sich die Glieder,
Die Du bewegst, nach festem Gesetz zum Dienste Dir fügen.
Dies ist die Quelle des Lebens und Wachstums unserer Masse,
Daß zum Kreis ausdehnend das Zentrum weit sich entfaltet,
Daß baumeisterlich rings der Geist die Atome versammelt
Um ihn her und hinein sich ergießt und das Ganze beherrschet,
Bis, wann die Zeit sich erfüllt und des Lebens Faden zerreißet,
Er ins Zentrum zurück sich nimmt und wieder von dorten
Sich in die Welt, die unendliche, senkt, was Tod wir zu nennen

Pflegen, dieweil uns das Licht, dem wir zustreben, verhüllt ist;
Doch ward Ein'gen zu ahnen verlieh'n, dies Leben hienieden
Sei nur Tod, das Sterben des wahren Lebens Erwachen."

Freilich hat diese Unsterblichkeit der Seele nichts mit dem abergläubischen, in Paradies und Hölle geteilten Jenseits gemein, auf welches christliche Gemüter sich für ihre „aus dem Nichts geschaffenen" Seelen Hoffnung machen, noch ist er gar mit dem widerlichsten aller modernen Unsinns-Systeme, dem zur Zeit sogar in Deutschland Anhänger werbenden Spiritismus, der sich ja auch teilweise zum Reinkarnationsglauben bekennt, zu identifizieren.

Brunos Unsterblichkeitslehre ist vielmehr eine naturwissenschaftliche und moralische Idee, die Annahme der Unerschaffenheit und Unzerstörbarkeit jeder individuellen Energie und die Einsicht, daß jedes individuelle Wesen einerseits das Ergebnis einer unendlichen Reihe von früheren Entwickelungen ist und andererseits einer unendlichen Fortentwickelung entgegengeht. Es ist die alte Unsterblichkeitslehre der Druiden, Egypter, Brahmahnen und Buddhisten, der Glaube eines Pythagoras, Plato, Plotinus, Lessing und Goethe, vereinbar mit der Entwickelungslehre Darwins und Häckels.

Bruno in Paris. 1580—1583.

Nach einer Lehrthätigkeit von zweieinhalb Jahren in Toulouse, durch welche sein Name bereits einen gewissen Weltruf erlangte, siedelte er nach Paris über. Es waren damals kaum zehn Jahre seit jenem berühmtesten aller Religionsverbrechen, welche die Geschichte menschlicher Grausamkeiten kennt, der sogenannten Bluthochzeit oder Bartholomäusnacht verflossen.

Noch war es nicht gelungen, das „schlangenhaarige Scheusal" des religiösen Bürgerkrieges in Frankreich zu fesseln. Jenem Karl IX., der in der heiligen Bartholomäusnacht vom Fenster aus unter die fliehenden Hugenotten schoß, als handle es sich nur um ein großes Hofjagdtreiben, der dann in der Brautkammer seines hugenottischen Schwagers, des achtzehnjährigen Heinrich von Navarra, die Mordbüchse in der Hand, diesem die Wahl stellte zwischen „dem Tod oder der Messe", war Heinrich III. auf den Thron gefolgt, zwar von toleranter Gesinnung und ein Freund aller Wissenschaften und Künste, doch ein politischer Schwächling.

Gegen ihn erhob einerseits der wiederum zum Protestantismus abgefallene Heinrich von Navarra, andererseits die katholische Ligue unter Heinrich von Guise die Waffen der Empörung. Schon mochte jener finstere Mönch, Jacques Clément, das Dolchmesser unter seiner Kutte tragen, mit dem er ihn schließlich im

Namen der Kirche ermordet hat. Einstweilen fand Heinrich noch Zeit und Muße, sich in Paris, das damals schon für die einzige Stadt galt, wo man „zu leben verstand", heute ausschweifenden Vergnügungen und morgen gelehrten Beschäftigungen und künstlerischen Neigungen hinzugeben.

Bruno eröffnete seine Wirksamkeit an der Universität zu Paris, nachdem er sich einige Monate lang in größter Zurückgezogenheit vorbereitet hatte, mit einer Vorlesung über „Die dreißig Attribute der Gottheit", im Anschluß an eine hierüber von dem großen Scholastiker Thomas ab Aquino, dem größten Dogmatiker des Katholizismus, verfaßte Schrift.

Brunos Lehre von Gott.

Was lehrte Bruno über die Gottheit? Obwohl uns Hefte aus jenen Vorlesungen nicht erhalten ist, können wir doch nach seinen übrigen um jene Zeit in Paris veröffentlichten Schriften, besonders seinem Hauptwerk: „De umbris idearum" („Von den Schatten der Ideen") wohl behaupten, daß die Gottheit, die er lehrte, mit derjenigen des Thomas ab Aquino und überhaupt nicht nur des katholischen, sondern auch aller anderen christlichen Religionssysteme nur den Namen gemeinsam hat.

Von jenem angeblich dreieinigen Herrgott,

der die Welt aus nichts erschaffen und, nachdem er die Juden durch das rote Meer geführt und viele andere Wunder gegen die Naturgesetze verübt, auch einen Sohn mit der Jungfrau Maria erzeugt haben soll, mit der zusammen er nun als heiliger Geist, Vater und Sohn droben im Himmel waltet, indes seine Stellvertreter auf Erden, sei es nun der *eine* Papst zu Rom oder die *vielen* Päpstlein der antipapistischen Kirchen ihm als unfehlbare Herolde seiner Befehle dienen, wußte die Philosophie des Nolaners nichts, sie überließ seine Annahme und Rechtfertigung der Theologie, die das, was über und gegen Natur und Vernunft ist, zum Gegenstande hat.

Bruno suchte die Gottheit *in der Natur*, und er fand sie hier, nicht für einen Glauben, der sich knechtisch duckt, sondern für die klare Erkenntnis und das warme Gefühl: er fand sie in ihrer wahren Allgegenwärtigkeit, ihrer Ewigkeit, ihrer Notwendigkeit, ihrer Allwissenheit, ihrer Güte, ihrer Allmacht und vor allem in ihrer Treue und Liebe. „Wir müssen immer wiederholen," erklärte er, „daß wir nur dasjenige als Natur betrachten, was immer war und ist und nicht anders sein kann." So sind ihm denn Gott und Natur zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. *Gott ist nichts anderes, als die sich in jedem Naturgesetz bestätigende Einheit des unendlichen Universums*, und das Universum wiederum ist nichts,

als ein unendlich geteilter Gott. Wenn Schiller schreibt: „Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen — oder wenn Goethe dichtet:

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen!"

so bekennen sich unsere beiden großen Dichterfürsten zur Gottesanschauung Brunos; von Goethe steht es auch fest, daß er direkt aus Brunos Werken, welche er ein Goldbergwerk großer Wahrheiten nannte, die erhabensten seiner Gedanken geschöpft hat.

Diese Gottesanschauung bezeichnet man gewöhnlich als Pantheismus; es ist aber wohl zu bemerken, daß diese Bezeichnung den allerverschiedensten Glaubens- und Anschauungsformen beigelegt worden ist und daß man an und für sich also gar nichts Bestimmtes damit aussagt, wenn man Bruno einen Pantheisten nennt. Ebenso richtig hat man ihn auch einen Materialisten, einen Monisten und wiederum selbst einen Theisten genannt; *wie weit alle* diese Bezeichnungen zutreffend sind, hängt

lediglich davon ab, was für Begriffe sich mit ihnen in den Köpfen derer verknüpfen, die sie gebrauchen. Der Begriff, den ein Naturforscher mit dem Wort „Materie" verknüpft, pflegt oft ein anderer zu sein, als der, den ein Philosoph damit verbindet, und beide wiederum verbinden jedenfalls mit diesem Worte einen erhabeneren und reicheren Inhalt, als mancher Pfaffe mit dem Worte „Gott". Denn

„Wie der Mensch,
So ist sein Gott;
Drum ward auch Gott
So oft zum Spott!"

Daß Brunos Gottesanschauung eine nicht bloß verstandeskalte, abstrakte Idee, sondern eine religiöse im edelsten Sinne war, daß ihm das Wort „Gottheit" keine bloße Phrase, kein „leerer Schall und Rauch", sondern tiefstes, innigstes Gefühl des Höchsten war, beweisen am besten die folgenden Verse, welche wir seinem großartigen, später von ihm in Deutschland verfaßten lateinischen Lehrgedicht: „Über das dreifach Größte und Kleinste" entnehmen:

„Was da ist, was da war und was Zukünftiges sein wird,
Gegenwärtig steht es vor Gott in ewigem Lichte;
Jegliches, wann es nur immer geschieht, ist dann notwendig;
Was Gott will, das wählt, das giebt, das weiß und bewirkt er,
Er kann nicht sich selber verändern, selber verneinen.

Was er will und vermag, ist wiederum Eins und dasselbe;
Siehe das Schicksal ist ja selbst der göttliche Wille:
Anderes als geschieht, kann durch ihn nimmer geschehen,
Denn ein anderes, als er ist, kann nimmer er selbst sein;
Seine Natur ist stets ein in sich einfaches Wesen,
Ob viel tausend Namen unzählige Geister ihr geben,
Wie ein verschied'ner Begriff von Einem Ding in der Seel' ist,
Wenn durch verschiedene Fenster und Sinnenpforten es einging.
Ganz gleich ist in ihm die Weisheit, sowie die Güte,
That, Kraft, Herrschaft, Glanz und ewiges Leben und Liebe
Allwärts ganz, abfassende Macht, ein unendliches Zentrum."

Die Anlehnung seiner Vorträge an den Doktor Angelicus, den „engelgleichen" Lehrer, wie die katholische Gelehrsamkeit den Thomas ab Aquino nennt, muß wohl für die in der Unterscheidung der Geister nicht allzusehr geübten Augen der Sorbonne einstweilen noch die wissenschaftliche Contrebande der neuen Wahrheiten, die Bruno vortrug, etwas verhüllt haben, zumal er zugleich in jenen Vorlesungen noch nicht polemisch, sondern mit akademischer Ruhe vorging; wenigstens bot sie ihm sogar die Stelle eines ordentlichen Professors an. Als aber jetzt Bruno, der offenbar wenig von der Weltklugheit eines Heinrich von Navarra besaß, diese Stelle aus dem Grunde ausschlug, weil damit die Verpflichtung zum Besuch der

Messe verknüpft war, sollte man wohl schon merken, weß Geistes Kind der ehemalige Dominikaner war. Gleichwohl herrschte damals in Paris noch hinreichende Toleranz, um ihm die fernere Fortsetzung seiner Lehrthätigkeit dieserhalb noch nicht zu untersagen. „Bruno ist," schreibt Berti, „der wahre Typus des freien Professors jener Tage, als die Universitäten noch nicht verstaatlicht waren. Er lehrte nicht um hohen Gehalt, Titel und Würden zu erlangen, sondern um ein Herold der Wahrheit zu sein."

Um dieser den Zugang zu verschaffen, nahm er wohl einmal auf die Neigungen und Geschmacksrichtungen der Studenten, niemals aber auf rein äußerliche Vorteile Rücksicht. Den Neigungen der Studentenschaft gab Bruno nach, wenn er in Paris auch Vorlesungen über die sogenannte „Große Kunst" des Raimundus Lullus eröffnete. Der Name des Raimundus Lullus hatte in jenen Tagen ganz besondere Anziehungskraft für die von faustischem Wissens- und Machttrieb beseelte studierende Jugend; man glaubte, dieser unklare Mystiker, den übrigens Bruno an einer Stelle seiner Werke „einen visionären Esel" nennt, habe den Stein der Weisen besessen. Raimundus Lullus war 1234 auf der Insel Malloria geboren, nach einem wüsten Jugendleben war er, als ihm eines Tages eine von ihm mit heftigen Liebesanträgen verfolgte schöne Dame, um ihn abzuschrecken,

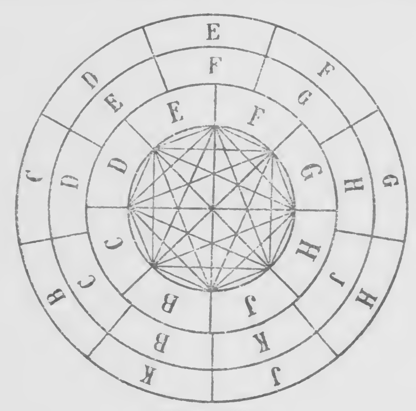
ihren vom Krebs angefressenen Busen enthüllte, plötzlich zum mystischen Schwärmer geworden, er verließ Weib und Kind und zog sich in die Einsamkeit zurück, um unter asketischen Übungen ein Mittel unfehlbarer Beweisführung ausfindig zu machen, das ihm dienen sollte, die Ungläubigen zum Christentum zu bekehren. Er glaubte dieses Mittel schließlich in einer Art „logisch-metaphysischer Rechenmaschine" gefunden zu haben; er befestigte sechs konzentrische Kreise so übereinander, daß immer einer den anderen überragte und sie alle drehbar waren; auf diesen Kreisen gruppierte er die durch bestimmte Buchstaben repräsentierten Fundamental-Begriffe des Denkens und gewann so die Möglichkeit, durch das Drehen der Kreise unzählbare Begriffskombinationen zu erzielen. Der äußerste Kreis hieß Schlüssel der Erfindung, er enthielt die Fragen, welche über die Gegenstände aufzuwerfen sind: ob, was, warum, wie u. s. w.; der zweite enthielt neun Klassen des logischen, der dritte neun Kategorien des physischen Seins, der vierte Tugenden und Laster, der fünfte und sechste sowohl absolute als relative physische und metaphysische Prädikate der Dinge.

Wir geben umstehend ein Beispiel, welches allerdings nur drei Kreise enthält und einer Einführung Brunos in der Lullische Kunst entnommen ist.

Diese lullische Kunst war freilich im Grunde nichts anderes, als die letzte Selbstironie der

mittelalterlichen, wahrer wissenschaftlicher Arbeit unfähigen Scholastik. Letztere glaubte, indem sie meistens „die Schale des Worts für den Kern der Sache nahm“ (Leibnitz), durch logische Künste alles zu erklären und erklärte nichts.

Bruno aber verstand es, diese an sich ganz wertlose Denkmaschinerie mit Geist und Inhalt



Lullischer Kreis.

zu erfüllen und sie zu einem Hilfsmittel seines mit Wirklichkeit und Wahrheit vertrauten Denkens, vor allem auch als Veranschaulichungs- und Gedächtnismittel umzugestalten. Ihm wurde die Lullische Kunst zu einer sich selbst entwickelnden Dialektik, durch deren Ge-

triebe er die Entwickelung des Naturganzen, in welchem ja auch alles Höhere und Zusammengesetzte aus der unzähligen Kombination einfachster Elemente entsteht, nachzubilden bestrebt war; so führte er seine Zuhörer unter dem Vorwande, ihnen die „große Kunst“ zu lehren, in die große neue Weltanschauung ein und verstand es, wenn er sie an der goldenen Kette des schließenden Denkens vom Kleinsten zum Größten, von der elementarsten Wahrheit zur erhabensten geistigen Rundschau geleitet hatte, sie mit jenem wissenschaftlichen Religionsgefühl des Monismus zu erfüllen, das Goethe, sein größter deutscher Schüler, in die Worte kleidet:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segen-duftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen.“

So wird es begreiflich, daß seine Vorlesungen einen ganz unglaublichen Zudrang hatten; auch seine persönliche Vortragsgabe war, wie einer seiner Schüler, Eglinus, uns schildert, ganz außerordentlich; in freier Rede, gleichzeitig denkend und diktierend, so rasch, daß die schnellste Feder kaum zu folgen vermochte, ging er bald von einem streng bestimmten abstrakten Begriff zum anderen, wie uns seine „Summa terminorum metaphysicorum“ zeigt, bald ließ

er die südliche Fülle seiner dichterischen Phantasie oder die ganze Schärfe seines unerreichbaren Witzes und Spottes dazwischen spielen; sein Wahlspruch

„In tristitia hilaris,
In hilaritate tristis!“
(„In Traurigkeit heiter,
In Heiterkeit traurig!“)

verleugnete sich ebensowenig in dem gemäßigtlebhaften Geberdenspiel seiner schlanken Figur und dem Mienenspiel seines, das Feuer des unter buschigen Brauen hervorblitzenden durchdringenden Adlerauges mit einem Zug sinnender Melancholie mildernden, klassisch-edlen Antlitzes, wie in der, Ernst und Scherz, Überzeugung, Humor und Satire vereinigenden Diktion.

Er war das Ideal eines wissenschaftlichen Lehrers, wenn ein solcher, wie Schiller sagt, „sich nicht darauf beschränken darf, bloß tote Begriffe mitzuteilen, sondern mit lebendiger Energie das Lebendige ergreifen und sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich bemächtigen soll“.

Bald nach seiner Ankunft in Paris ließ Bruno auch das bereits erwähnte Lustspiel „den Leuchter“ drucken, in welchem er die verkommenen Zustände der neapolitanischen Gesellschaft darstellt und die Gebrechen seiner Zeit, vor allem den Aberglauben, Alchemie, Zauberei, sowie die „Gelehrten-Pedanterei“ geißelt. „Es

steht,“ sagt Klein, der bedeutende Geschichtsschreiber des Dramas, „keiner Komödie an Geist, Witz und frecher Komik nach, sowohl was die Figuren, als die Situationen betrifft.“

Gewidmet ist die Dichtung der Signora Morgana, „seiner höchst gelehrten, schönen und edlen Herzensdame, ihr, die das Feld seines Geistes kultiviert, die harten Schollen desselben zerpflügt und seinen Stil gebildet und veredelt, die seinen Verstand mit göttlichem Wasser, das aus dem frischen Quell ihres eigenen Geistes sprudle, getränkt habe,“ er bittet sie, jenem anderen Leuchter von Fleisch und Blut (vermutlich irgend einem an seiner Flucht schuldigen „Kirchenlicht“ in Neapel) zu bestellen, daß er nicht allzusehr jubeln möge, daß „er in die weite Fremde gegangen sei,“ denn der Tag dürfte doch kommen, wo er sagen werde: „Surgam et ibo“, und dann werde jenes gemästete Kalb zum Festschmaus geopfert werden; einstweilen möge es nur noch fetter werden, als es schon sei.

„Erinnert Euch, Herrin, an meinen Glauben, den Ihr selber teilt: Die Zeit nimmt alles und giebt alles, alles wandelt sich, doch nichts wird zu nichte, Eins aber giebt es, das sich nimmer wandelt, Eines ist ewig und beharret im Wechsel. Durch solche Philosophie wird der Geist gehoben und die Vernunft gestärkt.“ Man hat darüber gestritten, ob mit jener Signora Morgana eine

wirkliche Gönnerin und Herzensdame, oder vielleicht eine geheime Gesellschaft von gleichgesinnten Freunden in der Heimat gemeint sei. Die Lebensgeschichte Brunos bietet zu wenig Anhaltspunkte, um den Schleier dieses interessanten Geheimnisses zu lüften.

Der Ruf des gefeierten italienischen Philosophen war bald zu den Ohren des Königs gedrungen und dieser ließ ihn zu sich bescheiden und fragte ihn, ob sein erstaunliches Gedächtnis etwa auf magischer Kunst beruhe. Bruno erwiderte lächelnd, daß es sich bei ihm nur um natürliche Wissenschaft handle und vergalt die nicht geringen persönlichen Gunstbezeugungen des Königs dadurch, daß er ihm sein philosophisches Erstlingswerk: „De umbris idearum“ („Von den Schatten der Ideen“) zueignete.

In diesem Erstlingswerk Brunos liegt unter einem überraschenden Reichtum von anderen naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten, wie Brunnhofer richtig bemerkt, auch die große Idee des Darwinismus, die Idee von der allmählichen stufenweisen Entstehung höherer Organismen aus niedrigeren, klar ausgedrückt im Keime vor.

Bruno in England. 1584—1585.

Nach einem Aufenthalt von drei Jahren verließ Bruno Paris, vielleicht weil die wachsenden

bürgerlichen Unruhen das wissenschaftliche Leben an der Sorbonne beeinträchtigten. Er reiste nach England und ward in London, mit warmen Empfehlungen König Heinrichs III. versehen, von dessen Gesandten Michel von Castelnau, Herrn von Mauvissière, liebevoll in Haus und Familie aufgenommen.

Hier hat der rastloseste Apostel des freien Gedankens eingestandenermaßen die glücklichsten Tage seines Lebens verlebt. Der Herr von Mauvissière war gewiß eine der edelsten Persönlichkeiten seines Zeitalters, seine schwerste diplomatische Aufgabe bestand darin, als Gesandter Frankreichs die Sache der unglücklichen Maria Stuart bei der Königin Elisabeth zu vertreten; es ist nicht unwahrscheinlich, daß er sich der beredten Zunge und gewandten Feder des Nolaners oft bei dieser Aufgabe bedient hat. Nichts spricht mehr gegen alle Verleumdungen, welche schmutzige klerikale Federn gegen Brunos Sittlichkeit ausgespritzt haben, als das wahrhaft innige Verhältnis, in welchem Bruno zu diesem, wie seine uns erhaltenen Memoiren beweisen, von wahrer Religiosität beseelten Staatsmanne und seiner Familie gestanden hat, und nichts beweist andererseits besser, wie echte Religiosität mit größter Geistesfreiheit Hand in Hand gehen kann, als der Umstand, daß drei von Brunos bedeutendsten Schriften diesem Manne zugeeignet worden sind. Gewiß waren es für unseren Philosophen liebliche

Erholungsstunden, wenn er sich hier im Hause seines Mäcen nach der Arbeit an den tiefsinnigen ethischen und naturphilosophischen Werken, die er mit bewundernswerter Geistesregsamkeit und Produktivität rasch hintereinander in London veröffentlichte, dem Unterrichte des reizenden Töchterchens oder der Unterhaltung seiner liebenswürdigen Gattin widmen konnte. Er, der sowohl bei seinem mönchischen Vorleben als auch bei seiner stets auf die höchsten geistigen Ideale konzentrierten Thätigkeit vielleicht geneigt gewesen war, das weibliche Geschlecht gering zu schätzen, kann es jetzt inmitten seines tiefmetaphysischen Werkes „Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen“ nicht unterlassen, der Gattin und dem anmutigen Töchterlein seines edlen Gastfreundes eine Huldigung darzubringen, die ihnen eine beneidenswerte Unsterblichkeit gesichert hat.

„Giebst Du dem Genius ein Gastgeschenk,
So läßt er Dir ein schöneres zurück.“

Nachdem er nämlich in diesem in Dialogen abgefaßten Werke den Pedanten Poliinnio die gewöhnlichen philosophischen Gemeinplätze gegen das weibliche Geschlecht hat aussprechen lassen, läßt er den feinen Weltmann Gervasio folgendes darauf erwidern: „Ihr führt als Gegenstück nicht die vielen Beispiele an von Männern, die sich durch ihre Weiber höchst beglückt erachtet haben. Und um Euch nicht auf weit Entferntes zu verweisen, so hat hier unter diesem Dach der

Herr von Mauvissière eine Frau errungen, die nicht nur mit gewöhnlicher Körperschönheit als Hülle und Kleid der Seele, sondern auch mit dem Dreiklang von klugem Sinn, edler Sittsamkeit und ehrbarer Artigkeit begabt, mit unauflöslichem Bande die Seele ihres Gemahls gefesselt hält und jeden, der sie kennt, für sich einzunehmen vermag. Und was willst Du erst von seiner Tochter sagen? Kaum ein Jahr über ein Lustrum hat sie die Sonne gesehen, und doch könntest Du an der Sprache nicht erkennen, ob sie aus Italien, aus Frankreich oder England ist; an ihrer Hand, wenn sie ein musikalisches Instrument spielt, nicht abnehmen, ob sie eine körperliche oder unkörperliche Substanz ist, und wegen der frühzeitigen Lauterkeit ihrer Sitten würdest Du zweifeln, ob sie vom Himmel herabgestiegen oder von der Erde stammt.“

Es ist begreiflich, daß Bruno, als Freund und Stolz der französischen Botschafterfamilie, auch dem englischen Hofe nicht fern bleiben konnte, zumal die Königin Elisabeth, welche fließend italienisch sprach, nichts mehr liebte, als jene vornehme Freiheit des Geistes und den sprühenden Witz, wie er die Unterhaltungsgabe des Nolaners belebte. Bruno aber lernte auch die reiche Bildung der jungfräulichen Königin schätzen und wußte vor allem ihre hohe politische Mission, der auf dem Kontinent so schwer bedrängten Freiheit auf ihrer immer-

grünen Insel ein Asyl zu wahren, zu würdigen. Es ist daher keine leere höfische Schmeichelei, sondern wahre Überzeugung, wenn er ihr, „dieser einzigen Diana, die wie die Sonne vor den Gestirnen strahlt", ungezwungene Huldigung darbringt.

Ein Liebling der Königin Elisabeth sowohl wie des englischen Volkes war der junge Lord Filipp Sidney, ein ritterlicher Charakter, der Herzenswärme mit Geistesklarheit zu vereinigen wußte; dessen unzertrennlicher Pylades war der Lord Fulk Greville, dessen Grab die durch ihre Einfachheit beredte Inschrift ziert: „Der Freund Sidneys".

In diesen idealen Freundschaftsbund ward als dritter Bruno aufgenommen. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß er in dem geistreichen Zirkel, der sich um Sidneys und Grevilles Doppelgestirn bewegte, hin und wieder auch einem Schauspieldirektor und Dichter begegnete, aus dessen Augen ihm der einzige dem seinigen ebenbürtige Geist seines Zeitalters entgegenstrahlte, — W. Shakespeare: doch wird unser Philosoph, der die englische Sprache, da zu jener Zeit von den vornehmeren Engländern selbst lieber italienisch als englisch gesprochen wurde, kaum kennen lernte, seinen Dramen schwerlich viel Interesse entgegengebracht haben; dagegen beweist Shakespeare durch viele an Brunos neue Ideen unmittelbar anklingende Sentenzen in seinen Meisterwerken, daß des

Nolaners Anwesenheit in London an ihm nicht spurlos vorübergegangen ist.

Unter den Schriften, die Bruno während seines von schönster Muße und Anregung begünstigten Aufenthaltes in England verfaßt hat, verdient neben dem vorhin genannten metaphysischen Hauptwerk zunächst hervorgehoben zuwerden: „Die Vertreibung der triumphierenden Bestie."

Denn das ist vielleicht das berühmteste, bei seinen Feinden jedenfalls das berüchtigtste seiner Werke, und an ihm läßt sich die ganze Eigenart und Größe seines Geistes am besten studieren; es ist seinem Freunde Sidney gewidmet und, was er in seiner Vorrede an diesen ausspricht, daß er befürchte, die wahre Tendenz der Schrift werde von den meisten verkannt und verleumdet werden, nur wenige würden in den tieferen Sinn derselben eindringen, hat die Zukunft im vollsten Maße bestätigt. Der bloße Titel des Buches ist lange Zeit das Entsetzen aller frommgläubigen Gemüter gewesen und Zeloten aller Konfessionen haben sich so sehr um die Vernichtung der einzigen in England erschienenen Auflage bemüht, daß es um ein Haar ebenso wie manche andere bedeutende Schriften unseres Meisters verloren gegangen wäre. Ohne es gelesen oder verstanden zu haben, hielten es Katholiken für einen frivolen Angriff auf das Papsttum, Lutheraner, Reformierte und sonstige Christen

für eine Satire auf das Christentum überhaupt. In gewissem Sinne ist es dies auch, aber in einem ganz anderen als gewisse Katerlaken mit geschorenen oder gescheitelten Haaren sich vorstellen. Mit dem Worte Christentum verhält es sich nämlich genau so wie mit allen anderen, zumal solchen Worten, die einen tief gemütlich-geistigen Inhalt bezeichnen wollen, es sind an und für sich bloße Klangbilder, die bestimmt sind, gewisse Vorstellungen und Empfindungen im Hirn und Herzen der Menschen anzuregen. Ob und wie weit sie aber diese Bestimmung erfüllen, das hängt ganz allein von der Natur und der durch Gewohnheit und Erziehung gebildeten Disposition desjenigen ab, dessen Ohr sie treffen. Diese Disposition und also auch der Begriffs- und Gefühlsinhalt, den ein Wort veranlaßt, ist nicht nur innerhalb ein und desselben Sprachgebiets bei den einzelnen Individuen sehr verschieden, sondern ändert sich auch von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja von einer Generation zur andern für das Durchschnittsverständnis oft dermaßen, daß ein und dasselbe Wort nicht selten geradezu das Gegenteil dessen bedeutet, was es ursprünglich bedeuten sollte. Das hat schon niemand besser als Christus selber gewußt, wenn er sagt: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! in das Himmelreich kommen," u. s. w. (Matth. 7, 21 ff.), und es ist in der That nicht unwahrscheinlich, daß es ihm selber, wenn er

in unseren Tagen wieder auf der Erde erschiene, genau so ginge, wie Goethe es in seinem Fragment: „Der ewige Jude" andeutet:

> Er war gar bald der Länder satt,
> Wo man so viele Kreuze hat,
> Und man, für lauter Kreuz und Christ,
> Ihn eben und sein Kreuz vergißt.
> Er trat in ein benachbart Land,
> Wo er sich nur als Kirchfahn' fand,
> Man aber sonst nicht merkte sehr,
> Als ob ein Gott im Lande wär'.
> Davon sprach ihm ein geistlich' Schaf,
> Das er auf hohem Wege traf,
> Das eine mallige Frau im Bett,
> Viel Kinder und viel Zehnten hätt',
> Der also Gott ließ im Himmel ruhn,
> Um sich auch was zu gut zu thun.
> Unser Herr fühlt' ihm auf den Zahn,
> Fing etlich'mal von Christo an:
> Da war der ganze Mensch Respekt,
> Hätte fast nie das Haupt bedeckt;
> Aber der Herr sah ziemlich klar,
> Daß er drum nicht im Herzen war,
> Daß er dem Manne im Hirne stand,
> Als wie ein Holzschnitt an der Wand.

Das Buch unseres Philosophen: „Über die Vertreibung der triumphierenden Bestie" aber würde er dann gewiß selber mit großem Beifall lesen, zumal soweit es die schärfsten Satiren gegen jene Sorte von Schriftgelehrten und Pharisäern enthält, die er als „verblendete Leiter", als „Mückenseiger" und „Kameelsverschlucker", als „unreine Schüsseln", „übertünchte Gräber", als „Kinder derer, die

die Propheten getötet haben," als „Schlangen- und Otterngezüchte" gekennzeichnet hat.

Das Buch ist übrigens eine Satire nicht allein gegen entartetes Christentum, sondern gegen alles Niederträchtige im Menschentum überhaupt, es ist aber auch mehr als eine bloße Satire, nämlich ein großartiges poetisch philosophisch-allegorisches Präludium der hochsinnigsten Sittenlehre. Zeus und die olympischen Götter, welche den Menschengeist und sein Gewissen, seine Ideen und Triebe repräsentieren, beschließen, den Himmel, d. h. die sittliche Verfassung der Menschenseele zu reformieren. Es werden nun die Tiernamen der Sternbilder benutzt, um die Bestie, d. h. die Laster und Schlechtigkeiten, welche an diesem Firmament triumphieren, durch Tugenden zu ersetzen. An jedes Sternbild und dessen allegorische Bezeichnung knüpfen sich Betrachtungen, durch welche Bruno seine Ideen gleichsam am Himmel zu verzeichnen und mit der von ihm so tief ergriffenen Anschauung des Kosmos zu verknüpfen unternommen hat. Wo bis dahin die Bärin gesehen wurde, im Sternbilde des Polarsternes, „des unverrückbar feste Art" nicht seinesgleichen hat am Firmamente, an diesem erhabensten Ort des Himmels, um den sich alles andere dreht, nimmt jetzt die Wahrheit platz, das eine, höchste und heiligste Prinzip aller anderen Tugenden; an Stelle des Drachen die Klugheit, an Stelle des Cepheus die Weisheit u. s. w.

Die Vorgeschichte der Sternbildernamen, jene „Catasterismen" genannten poetischen Erzählungen alter Dichter, wie Ovids, Arats u. a. bieten nun den mit dramatischer Lebendigkeit vor jedem Sternbild diskutierenden Göttern die vielseitigsten Anknüpfungspunkte für bald tief spekulative, bald humoristische, bald auch hochpoetische Betrachtungen. So z. B. spricht der alte Saturn, indem er vorschlägt, das Sternbild des Schwans zum Sinnbild der Reue zu nehmen, „die Reue gleicht dem Schwan unter den Vögeln; er wagt es nicht, emporzufliegen, weil das Bewußtsein der Erniedrigung ihn niederdrückt; darum wendet er sich auch von der Erde weg und sucht das Wasser, welches die Thräne der Zerknirschung ist, darin er sich zu reinigen sucht, nachdem er mit dem Schmutze des Irrtums und der Sünde bedeckt sich selber mißfiel; so badet er sich in dieser Thränenflut, um immer mehr der lichten Unschuld gleich zu werden. So wächst der Seele, die beschwert von selbstsüchtigen und schnöden Begierden herabgesunken war, allmählich von neuem ihr reines und glänzendes Gefieder: dann fliegt sie empor, erwärmt sich an der Sonne Licht und entbrennt in Liebe für das Göttliche; so wird sie selber ätherische Glut und verwandelt sich wieder in ihr ursprüngliches Wesen.

„Auf denn! Empor zur erhabensten Zuflucht strebe Dein Wesen!
Da in göttlicher Näh', wirst Du zur flammenden Glut!"

„Mag die Reue zum Vater den Irrtum und zur Mutter die Sünde haben, sie selber nenn' ich die Purpurrose, die spitzigen Dornen entsprießt, einen lichten Funken, der aus hartem Kiesel geschlagen zur verwandten Sonne hinanstrebt."

Das ist eine Stelle aus diesem berüchtigtsten aller seiner Bücher, in der man gewiß keinen frivolen Angriff gegen wahres und echtes Christentum finden wird. Ich würde ihr eine Reihe ähnlicher Zitate hinzufügen können, um dem Leser das einstimmige Urteil aller derer begreiflich zu machen, die es ohne blindes Vorurteil gelesen und als eine ganz einzige Perle der Weltlitteratur zu schätzen gelernt haben, wenn nicht inzwischen eine gute deutsche Übersetzung dieses Meisterwerks*) erschienen wäre; — wer aber möchte den halben „Faust" ausschreiben, um einem deutschen Leser Proben seiner poetischen und philosophischen Bedeutung zu geben; die unter dem Titel „Giordano Brunos Reformation des Himmels oder die Vertreibung der triumphierenden Bestie" erschienene Übersetzung des Spaccio verdiente es nun wohl, neben Goethes „Faust" die Bibliothek jedes deutschen Mannes von freier Bildung zu schmücken. Hier findet sich jede menschliche Thorheit, aber auch jede heroische Tugend mit Ernst und Scherz, mit tragischem Pathos und schneidender Satire

*) Giordano Brunos „Reformation des Himmels", verdeutscht und erläutert von Dr. Ludwig Kuhlenbeck. Verlag von Rauert & Rocco. Leipzig 1889.

dargestellt, und Bruno selber hat in seinem Einleitungsschreiben mit Recht betont, daß aus dieser Schrift jedermann Früchte mitnehmen kann, jedermann freilich nach Maß und Fassungskraft seines mitgebrachten Korbes, „die Menge möge mit den komischen und possenhaften Silenen auf der Oberfläche seines Werkes lachen, spötteln und sich lustig machen, unter derselben ruhe um so sicherer verdeckt und verborgen ein Schatz von Wahrem und Gutem, denn er mache es geradezu umgekehrt wie jene Pharisäer, deren es leider nur allzuviel gebe, die es trefflich verstehen, unter finsteren Brauen, demütigen Mienen, Philosophenbärten und würdevollen Magistermänteln ihre ebenso leichtfertige wie hochmütige Dummheit und ihre ebenso gefährliche wie gefeierte Erbärmlichkeit voll Bedacht zum allgemeinen Schaden zu verheimlichen; freilich von dieser Art werden viele, die nimmermehr für weise und tugendhaft befunden würden, falls einmal ihre eigene Tugend und Weisheit auf die Wagschale käme, sich über ihn erheben und zu beweisen versuchen, daß er sündhaft und unwissend sei."

Über das Wesen der Ethik, welche in dieser Hauptschrift des Nolaners innerlich pulsiert, läßt mit keineswegs übertriebenen Worten Professor Dr. Brunnhofer folgendermaßen sich aus: „Wie frisch erquickend weht uns aus Brunos Ethik ein Hauch der Antike entgegen! Wie begreifen wir aus ihr jene vielgepriesene und

doch selten verstandene Sophrosyne der Hellenen. Jene heitere Seelenruhe, jener angemessene Ernst souveräner Lebensfreude, welche wir an den Kunstwerken des klassischen Altertums bewundern und welche wir anfänglich vergebens zu begreifen trachten, offenbart sich uns durch Brunos Ethik als der notwendige Ausdruck einer harmonischen Geistesverfassung und Gemütsstimmung, welche nicht an und für sich schon vorhanden ist, sondern immer nur aus schwer errungenem Siege über die Willkür des eigenem Selbst hervorgeht. Alsdann ergiebt sich uns jene fürstliche Gelassenheit der Antike, vergleichbar der täglich sich erneuernden Pracht der Tropenlandschaft, in welcher das Licht seine kräftigsten Wirkungen erst dann hervorbringt, nachdem ein kräftiges Gewitter die Luft zuvor von allen Dünsten gereinigt hat. In dieser stärkenden Geistestemperatur gedeihen denn auch die Ideenbäume und Bilderbäume zur wuchernden Saftfülle und Fruchtmenge und bunte Vöglein schwirren mit melodischen Liedern durch das tauschwere Laubwerk, welches die Morgensonne des Südens goldig durchstrahlt. Wie ärmlich nimmt sich gegen dieses Eden Brunos die Ethik des Spinoza aus! Sie gleicht einem Herbarium, welches ein kundiger Botaniker aus jenem Urwald zusammengepflückt und in die gähnende Langeweile wohlgeordneter Papiermappen, genannt Präpositionen, Demonstrationen, Corollarien

und Scholien zum Trocknen gelegt hat.“ Gewissermaßen ein rein satirisches Nachspiel zu dieser Schrift, die, sofern sie die ganze geistige Individualität ihres großen Verfassers abspiegelt, in der That sein Hauptwerk genannt zu werden verdient, ist die gleichfalls in England verfaßte Schrift: „Kabbalah des Pegeseischen Rosses nebst Beigabe des Cyllenischen Esels“, eine dem Bischof von Casamarciano ironisch zugeeignete Lobschrift auf das frommgeistliche Eseltum, den blinden Köhlerglauben und das augenverdrehende Muckertum.

Sodann aber sang er, wie er sich selber ausdrückt, das „hohe Lied“ seiner gottinnigen Philosophie, oder richtiger seiner Denkerreligion, das „neue Leben“ dessen, der nur noch für das Eine, Wahre, Schöne und Gute sehendes Auge und flammendes Herz ist, in den „Heroici furori“ oder, wie wir den schwer zu übersetzenden Titel vielleicht am besten wiedergeben können, den „Entzückungen heroischer Leidenschaft“. Das wesentlichste an dieser im edelsten Sinne mystisch-religiösen Schrift sind Sonettenkränze, welche nach dem Vorbild Dantes „Vita nuova“ mit prosaischen Erläuterungen versehen sind. Aus diesen Sonetten ist auch das Motto unserer Gedächtnisschrift, welches eine seherische Vorahnung seines ruhmvollen Todes enthält, entnommen. Wir wollen hier demselben nur zwei fernere Proben hinzufügen, die, wenn überall neben dem Leben und dem

Tode Brunos noch ein solcher Beweis durch Verse in Betracht kommen könnte, als echte Gedichte von Herzens Gnaden beweisen, daß Bruno, wie nur irgend einer, im Sinne echtester Religiosität den „Grund gefunden" hatte, „der seinen Anker ewig hält".

1.

Der Eichbaum.

Uralter Eichbaum, in den Lüften droben
Rauscht Deine Krone, Deine Wurzeln dringen
Tief in der Erde Schoß: O Dich bezwingen
Erdbeben nicht und nicht der Stürme Toben.
Und will des Winters Frost die Macht erproben,
Auch ihn läßt wohlgemut Du mit Dir ringen,
O Du mein Ebenbild in allen Dingen,
Noch jede Unbill ist an Dir zerstoben!
Du hältst Dich immer auf demselben Grunde,
Du kennest nie ein Weichen oder Wanken:
Du streckst als eine Hand zum Freundesbunde
Dankbare Wurzeln in der Erde Flanken,
Auf ein Ziel richten sich zu jeder Stunde
Auch alle meine Sinne und Gedanken.

2.

Das Eine.

Ursach' und Grund und Du, das Ewig Eine,
Dem Leben, Sein, Bewegung rings entfließt,
Das sich in Breite, Höh' und Tief' ergießt,
Daß Himmel, Erd' und Unterwelt erscheine!
Mit Sinn, Vernunft und Geist erschau' ich Deine
Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
Wo üb'rall Mitte, nirgends Umfang ist,
In Deinem Wesen weset auch das meine,
Ob blinder Wahn sich mit der Not der Zeit,
Gemeine Wut mit Herzenshärtigkeit,



Giordano Bruno und die Oxforder Professoren. (Relief des Bruno-Denkmals in Rom.)

Ruchloser Sinn mit schmutz'gem Neid vereinet:
Sie schaffen's nicht, daß sich die Luft verdunkelt,
Weil doch trotz ihrer unverschleiert funkelt
Mein Aug', und meine schöne Sonne scheinet! *)

Doch lebte Bruno auch in England nicht bloß dem freundschaftlichen und geistvollen Verkehr in London und der schriftstellerischen Produktion. Gleich den Philosophen des Altertums fühlte er sich stets in erster Linie berufen, durch das lebendige Wort auf die empfängliche Jugend zu wirken, und darum zog es ihn selbst aus dem Familienkreise des Herrn von Mauvissière und dem Freundeskreise Sidneys hinweg in die Hörsäle einer Universität. Er kam bei dem Kanzler der Hochschule zu Oxford um die Erlaubnis öffentlicher Vorlesungen ein und eröffnete auch hier, als ihm die Erlaubnis bewilligt wurde, einen Kursus von Vorlesungen über die beiden Lieblingsgegenstände seines Studiums, die Astronomie und die Unsterblichkeit der Seele. Aber er fand in den Gelehrtenzünften von Oxford nicht dieselbe frische und freie Luft, die damals Englands politisches Leben und selbst den Hof der jungfräulichen Königin durchwehte.

Die noch ganz im Banne der Scholastik und des verlehrten Aristotelismus befangenen

*) Das erste dieser Sonette geben wir in der deutschen Übersetzung von Dr. Brunnhofer (G. Brunos Weltanschauung und Verhängnis, S. 52), das zweite in derjenigen von M. Carrière (Philos. Weltanschauung der Reformationszeit, S. 388).

Professoren von Oxford vernahmen mit Unwillen von der geistigen Revolution, welche dieser Neuerer im Denken anstiften wollte; ja es kam zu einem heißen Kampfe mit ihm bei einer öffentlichen Disputation, die zu Ehren eines hohen Gastes stattfand. Ein polnischer Fürst Albert von Alasco war im Juni 1583 mit großem Pomp und Aufwand zum Besuch der Königin von England herübergekommen, und letztere gab ihm Fest auf Fest; vielleicht das glänzendste dieser Feste fand zu Oxford statt, wo der Fürst selber seine gelehrte Bildung durch Erwiderung der vielfachen Anreden in den verschiedensten alten und neuen Sprachen glänzen lassen konnte. Am dritten Tage dieses Festes nun verteidigte Bruno in öffentlicher Disputation das kopernikanische Weltsystem gegen die Angriffe theologischer Professoren. Bei dieser Disputation war es, daß Bruno eine Koryphäe der theologischen Fakultät „mit fünfzehn Schlußfolgerungen fünfzehnmal ad absurdum führte, bis derselbe sich so verrannte, wie ein junges Hähnchen zwischen den Stoppeln".

Nichts ist unter Umständen rachsüchtiger als gekränkte Gelehrteneitelkeit, und Bruno hat es wohl seinem leichten Siege bei jener Disputation zu verdanken, daß ihm die Lehrfreiheit an der Universität zu Oxford nach dreimonatlicher Wirksamkeit wieder entzogen wurde. Doch gab ihm später nach einem Festmahl am

Aschermittwoch Fulk Gréville, der Freund Sidneys, nochmals Gelegenheit, mit englischen Gelehrten über die Hauptpunkte seiner neuen Weltanschauung zu disputieren. Der Erfolg war hier, wie gewöhnlich in solchen Disputationen, daß der geschlagene Teil sich mit Grobheiten durchzuschlagen suchte und der an höfliches Benehmen gewöhnte Italiener hatte sich bitter über die plumpen Angriffe seiner gelehrten Gegner zu beklagen; jene aber ließen es nicht bei den Grobheiten bewenden, sondern versuchten ihn auch durch giftige Verleumdungen zu schädigen, und in der That gelang es ihnen, ihm wenigstens den Lord Fulk Gréville eine Zeitlang zu entfremden. Bruno rächte sich an ihnen durch die Herausgabe seines Dialoges „Das Aschermittwochsmahl". Wir finden in demselben eine drastische Schilderung aufgeblasenen Gelehrtendünkels. „Nun setzte sich Doktor Nundinius recht in Bereitschaft, lehnte sich ein wenig zurück, legte beide Hände auf den Tisch und sah sich eine Weile ringsum, dann rückte er die Zunge im Munde zurecht, warf einen heiteren Blick gen Himmel, zeigte die Zähne in einem delikaten Lächeln und begann —." Oder: „Torquatus sieht erhaben genug aus, wie der Göttervater in den Metamorphosen, wenn er mitten im Rate der Himmlischen seinen schweren Spruch dem elenden Lycaon entgegenblitzt. Er blickt auf seine goldene Kette nieder und mustert dann sogleich

die Brust des Nolaners, wo allerdings eher hätte ein Knopf fehlen können. Dann richtet er sich auf, zieht die Arme vom Tische zurück und rückt an seiner Sammetmütze; er dreht sich den Schnurrbart, legt sein salbungsvolles Gesicht in Falten, wölbt die Augenbrauen und bläst sich auf. Endlich setzt er sich mit einem furchtbaren Blick zurecht, an der rechten Hand spitzt er die drei ersten Finger zusammen und fährt damit fortwährend von rechts nach links hin und her, indem er in akademischem Tone beginnt“ u. s. w.

So schildert Bruno das Äußere seiner Gegner. Der Raum gestattet uns nicht, auf den bald wie schäumender Sekt humoristisch und sarkastisch prickelnden, bald wieder wie edler Rheinwein die feinste Blume verständnisinniger Naturbeobachtung oder tiefsinniger Spekulation atmenden Gang der Dialoge selbst uns einzulassen. Die Dialoge „Vom Aschermittwochsmahl“ und der „Unendlichkeit des Universums“ sind freilich zur Zeit noch nicht ins Deutsche übersetzt, wohl aber liegt eine vortreffliche, mit Anmerkungen versehene Übersetzung der Dialoge „Über die Ursache, das Prinzip und das Eine“ von Lasson (Verlag von Weiß) vor und jeder des Italienischen nicht mächtige Leser möge wenigstens diese zur Hand nehmen, um Brunos Philosophie an der Quelle zu schöpfen.

Rückkehr nach Paris und Disputation über einhundertundzwanzig Thesen gegen die scholastische Philosophie. 1585—1586.

Nach zweiundeinhalbjährigem Aufenthalt in England kehrte Bruno mit dem Gesandten von Castelnau nach Paris zurück. Hier machte er, vielleicht auf Anregung seines wohlwollenden, aber kirchlich gesinnten Gönners, einen Versuch, sich mit der Kirche auszusöhnen und ließ sich in Verhandlungen darüber mit dem päpstlichen Nuntius ein. Allein die Bedingungen, die man ihm stellte, konnte sein wissenschaftliches Gewissen nicht erfüllen, und er brach bald, in vollständiger Überzeugung des definitiven Bruchs, die durch einen Jesuitenpater Aloys vermittelten Unterhandlungen ab. Vielmehr trat er von jetzt an nur um so offener als bewußter Vorkämpfer einer neuen, mit dem mittelalterlichen Kirchenglauben um die Zukunft ringenden Weltanschauung in die Schranken.

Er reichte dem Rektor der Universität einhundertundzwanzig Thesen gegen die herrschende aristotelisch-scholastische Philosophie ein mit dem Gesuch, ihm eine öffentliche Disputation über dieselbe zu bewilligen. In diesen Thesen, deren Veröffentlichung für die Philosophie dieselbe Bedeutung beansprucht, wie der Anschlag der neunundneunzig Thesen Luthers an der Wittenberger Schloßkirche für die Religion, formuliert er die Hauptsätze der neuen Weltanschauung

mit einer Präzision und Schärfe des Ausdrucks, die später kaum von Spinoza in seiner bewußten Nachahmung der geometrischen Beweismethode übertroffen worden ist.

Bewundernswert ist dabei nicht sowohl die Grundlegung der neuen auf der copernicanischen Astronomie beruhenden kosmischen Anschauung im allgemeinen, als vielmehr auch eine Reihe einzelner Sätze, deren rein intuitive Erkenntnis ohne Vermittelung unserer empirisch gereiften Methode kaum begreiflich erscheint.

Folgende Sätze mögen hier hervorgehoben werden:

13. Die Natur kann nicht irren.
20. Bewegende Kraft ist nicht nur in dem scheinbar bewegenden, sondern auch in dem bewegten Körper, beide wirken wechselseitig auf einander.
70. Das Universum ist ein unendlich Zusammenhängendes. Es giebt unzählige Weltkörper.
74. Das Universum ist unerschaffen und unvergänglich. Die einzelnen Weltkörper sind entstanden und müssen vergehen.
87. Die Fixsterne sind Sonnen.
88. Um dieselben kreisen Planeten, wie um unsere Sonne die Erde, Merkur, Jupiter u. s. w., für uns bloß deshalb unsichtbar, weil ihr von den Fixsternen entlehntes Licht der ungeheuren Entfernung wegen für unsere Sehkraft zu schwach ist.
105. Die Erde kann in gewissem Sinne als ein besonderer Organismus (als ein Tier) angesehen werden.

Ferner behauptet er, daß die Erde nur eine annähernde Kugelgestalt hat, an den Polen abgeplattet ist; daß nur die Atome ewig und unveränderlich sind, daß alles, was uns als Vernichtung erscheint, nur Auflösung und Stoffwechsel ist.

„Doch ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ewiger Geist.“

Die öffentliche Disputation wurde bewilligt und fand in den Pfingsttagen im Collège de Cambray statt. Nach der damaligen universitären Sitte derartiger Disputationen betraute der Verkünder der Thesen zunächst einen seiner Freunde oder Schüler mit der Verteidigung, er selbst griff nur im Notfalle, wenn des Defensors Argumentation ihm ungenügend erschien, in die Debatte ein. Der große Publikum nahm an dem Verlauf solcher wissenschaftlichen Disputationen mit einem Interesse teil, wie es heutzutage nur noch für Wettrennen, Seiltänzer, Cirkus-Produktionen und ähnliche körperliche Leistungen vorhanden ist.

Die Debatten nahmen oft eine Heftigkeit und einen Ernst an, als handle es sich um ein Duell auf Tod und Leben. Kam die Disputation zu später Stunde nicht zum Schluß, so

wurde sie am folgenden Morgen fortgesetzt und die Zuhörerschaft nahm von Tag zu Tag eher zu als ab.

Der Sieger wurde unter allseitigen Akklamationen und Ovationen heimgeleitet und der Besiegte pflegte meistens die Universität, an der er seine Niederlage erlebt hatte, zu verlassen.

Bruno übertrug die Verteidigung seiner Thesen einem hochbegabten Schüler, einem vornehmen jungen Pariser, Namens Joh. Hennequin. Die jedenfalls von Bruno selbst verfaßte Proklamation, in welcher zur Beteiligung an diesem geistigen Duell aufgefordert wird, trug die bezeichnende Aufschrift:

„Excubitor" („Der Erwecker")

und ist ein klassisches Manifest des freien wissenschaftlichen Geistes gegen die Tyrannei des Glaubens und die Vorurteile der Menge.

Die Gewohnheit des blinden Glaubens habe bislang den Fortschritt des Menschengeistes gehemmt. Wie der menschliche Körper sich an Gifte gewöhnen kann, so der menschliche Verstand an verjährte Irrtümer. Der Nolaner hält es für unwürdig, mit der Mehrheit zu denken, bloß weil sie die Mehrheit bildet. Durch die Meinungen noch so vieler Menschen wird die Wahrheit keine andere als sie ist. Der Nolaner zieht den Ruhm in den Augen der Götter ohne Herrschaft einer unrühmlichen Herrschaft in der Meinung der ungebildeten Menge vor. Aristoteles,

obwohl ein bedeutender Geist, wird mit Unrecht von den Gelehrten seiner Zeit für eine unfehlbare Autorität geachtet. Die einzige Autorität ist die souveräne Vernunft und die von ihr geleitete Forschung. Im Namen derselben will Hennequin-Bruno die schlafenden Seelen erwecken zu selbstthätiger Erkenntnis. Nicht dem Feuer seiner Rede, sondern dem Gewicht seiner Gründe möge man sich ergeben und der Majestät der Wahrheit allein möge man sich beugen.

Wir wissen zwar nichts Genaues über den äußerlichen Erfolg dieser weltgeschichtlichen Disputation. Vielleicht aber bestätigte sich, was Bruno in seiner Schrift „von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen" über das Aufgehen einer neuen Wahrheit am Horizont der Menschheit in schönem Gleichnis vom Aufgange der Morgensonne bemerkt: „Wenn Titan vom goldenen Osten die feurigen Rosse angetrieben und das träumerische Schweigen der feuchten Nacht unterbrochen hat, dann werden die gehörnten Rinder unter der Obhut des rauhen Landmanns brüllen, die Esel des Silen ihr Geschrei erheben, im schmutzigen Lager sich wälzend, mit ungestümem Grunzen werden die hauerbewehrten Eber ihren betäubenden Lärm machen, Tiger, Bären, Löwen, Wölfe nebst den listigen Füchsen das Haupt aus ihren Höhlen hervorstecken, von ihren einsamen Höhen das ebene Jagdgefilde betrachten und aus tierischer

Brust ihr Grunzen, Brummen, Heulen, Brüllen, Winseln ertönen lassen.“

Jedenfalls ist anzunehmen, daß ein Teil der sich in ihrer scholastischen Philosophie angegriffen sehenden Professoren der Sorbonne



Medaillon des Petrus Ramus vom Bruno-Denkmal.

dem Nolaner nach dieser Disputation nicht günstiger gesinnt sein mochte, als die Professoren von Oxford. War doch einige Jahrzehnte früher der Pariser Professor Petrus Ramus, vermutlich bloß weil er auf dem Gebiete

der Logik die Autorität des scholastisch verunglimpften Aristoteles angriff, im Kolleg als Opfer eines meuchelmörderischen Angriffs gefallen.

Übrigens hatte Bruno bereits in seinem Ersuchungsschreiben um Zulassung der Pfingst-Disputation über seine einhundertundzwanzig Thesen seinen Entschluß angekündigt, Paris zu verlassen, um andere Länder zu bereisen und an anderen Universitäten dieselben Wahrheiten zu verkünden, welche er in Form jener einhundertundzwanzig Thesen der Pariser Universität als Gegengeschenk für ihre bis dahin ihm erwiesene Gastlichkeit hinterlasse. Es ist daher unbegründet, wenn einzelne Schriftsteller meinen, daß er sich durch einen universitären Aufruhr, den jene Disputation gegen ihn entfesselt habe, oder auch nur durch Mißgunst seitens der Pariser Professoren selbst, die seiner Lehrthätigkeit offenbar bis dahin sehr liberal und wohlwollend zugesehen hatten, zum Abschied von Paris gezwungen gesehen habe.

Ankunft in Deutschland. Marburg, Ende Juli 1586. Aufenthalt in Wittenberg, August 1586 bis März 1588.

Bruno sucht nun Deutschland auf, von dem er bis dahin, wie eine Stelle in seiner „Ver-

treibung der triumphierenden Bestie" vermuten läßt, wo er es das „trunksüchtige" Land nennt, keine günstigen Vorurteile gehabt zu haben scheint. Die erste deutsche Universität, an der er sich einschreiben ließ, war Marburg. Da ihm aber hier, so meldet die Chronik dieser Universität, die Erlaubnis, öffentliche Vorlesungen über Philosophie zu halten, vom Rektor der Universität, Nigidius, mit Zustimmung der philosophischen Fakultät, aus hochwichtigen Gründen verweigert wurde, so geriet er so in Zorn, daß er den Rektor in seinem eigenen Hause frech beschimpfte, als ob er in dieser Sache gegen das Völkerrecht, die Gewohnheit aller Universitäten Deutschlands und gegen alle Interessen der Wissenschaft handle. Er habe deshalb keine Lust, als Mitglied der Akademie zu gelten und beantrage seine Exmatrikulation. „Diesem Wunsche entsprechend," sagt das Album des Rektors weiter, „habe ich ihn dann aus dem Album der Universität gestrichen".

Spätere Mitglieder der philosophischen Fakultät zu Marburg scheinen diesen Vorfall nicht eben für einen rühmlichen Akt in den Annalen ihrer Universität angesehen zu haben; wenigstens hat eine spätere Hand den Namen Brunos wieder ins Album eingetragen und die Worte des Nigidius „mit Zustimmung der philosophischen Fakultät" gestrichen.

Von Marburg wandte Bruno sich nach Wittenberg, wohin ihn, abgesehen von dem

Namen Luthers, der diese damals so blühende Universität, die ja auch in Shakespeares Dramen mehrfach als ein weltberühmter Sitz der Musen erwähnt wird, in ähnlicher Weise empfahl, wie der Name Platos die spätere Akademie von Athen, auch noch eine persönliche Freundschaft mit seinem Landsmann Alberich Gentilis ziehen mochte, den er in Oxford kennen gelernt hatte und der nun in Wittenberg als einer der Begründer der Wissenschaft des Völkerrechts lehrte. Er fand hier eine sehr wohlwollende Aufnahme und Erlaubnis, eine umfassendste Lehrthätigkeit über die verschiedensten Gebiete, Mathematik, Physik, Metaphysik, über das Organon des Aristoteles, ja selbst über Rhetorik zu eröffnen, — auch die sogenannte lullische Kunst wurde wieder behandelt; er ließ hier außer einer dem König Heinrich III. von Frankreich gewidmeten Herausgabe und Begründung jener einhundertundzwanzig Thesen, die den Gegenstand der berühmten Pfingst-Disputation zu Paris gebildet hatten, zwei Schriften über die lullische Kunst im Druck erscheinen.

1. De progressu et lampade venatoria Logicorum,
2. De progressu logicae venationis.

Die erstere ist dem Kanzler der Universität, Georg Mylius, gewidmet.

Hier in Wittenberg atmete in der That ein an Luthers beste Jahre erinnernder wissenschaft-

licher Geistesfrühling; hier durfte er seine philosophischen Wahrheiten unverhüllt darstellen und niemand fragte nach seinem Verhältnis zum katholischen, lutherischen oder reformierten Glauben; hier lernte er auch das ernste Streben und den Fleiß der deutschen Jugend, die seine Vorlesungen mit größter Hingabe und Empfänglichkeit aufnahm und ihm bewies, daß sie nicht bloß zu kneipen und zu fechten verstand, wie er vordem geglaubt zu haben scheint, nicht minder hoch schätzen, als den milden und wahrhaft kollegialischen Sinn der Professoren.

Wenn er gleichwohl dieses „Athen Deutschlands“, wie er Wittenberg ehrend nennt, nach zweijährigem Aufenthalt zum größten Bedauern der ganzen Universität verließ, so lag der Grund vielleicht nicht sowohl in seinem unruhigen Wandertrieb, der ihn seit der Flucht aus Italien niemals lange an derselben Stätte weilen ließ, als in einer mit einem Regierungswechsel im sächsischen Lande verknüpften Besorgnis ungünstiger Zukunft. Seit seiner Ankunft in Wittenberg hatte bis dahin der Kurfürst August, ein zwar streng lutherisch gesinnter, aber übrigens liberal denkender Fürst in Sachsen geherrscht. Ihm folgte im Februar 1586 sein calvinistischer Sohn Christian, dessen reformierte Gesinnung nicht ohne Einfluß auf die Landesuniversität bleiben konnte. Wir wissen aber bereits, welche tiefwurzelnde Abneigung gegen den Calvinismus Bruno schon in Genf

gefaßt hatte. Seine heftigen Angriffe gegen ihren, wie er zu sagen pflegte, nicht reformierten, sondern deformierten Glauben in den Dialogen „Über die Vertreibung der triumphierenden Bestie“ mochten bekannt genug sein und ihn den Calvinisten in demselben Grade verhaßt gemacht haben, in welchem sie die Zuneigung der strengen Lutheraner, die auf den Calvinismus fast erbitterter waren, als auf den Papismus, gefördert haben werden.

Eine feierliche Abschiedsrede Brunos vor dem akademischen Rat und der Studentenschaft beweist aber, wie lieb ihm sein Aufenthalt in Wittenberg gewesen ist und welche hohe Meinung er hier von dem Beruf des deutschen Volkes sowohl wie vom wahren Wesen der deutsch-lutherischen Reformation erlangt hat.

Die Führung in den Wissenschaften, so verkündet er hier mit Seherblick, werde zu den Deutschen übergehen. Er feiert die großen Denker, welche Deutschland bis dahin hervorgebracht, vor allem aber Luther, Deutschlands größten Geisteshelden, der, ein zweiter Herkules, „den dreiköpfigen Höllenhund mit der dreifachen Tiara gebändigt und gezwungen habe, sein Gift auszuspeien. Als jener Starke in voller Waffenrüstung mit Keule und Schwert, mit Betrug und Übermacht, mit List und Gewaltthat, mit Heuchelei und Frechheit, als Fuchs und als Löwe, kurz als Stellvertreter des Höllenfürsten, durch einen abergläubischen Kultus und eine mehr

als stumpfsinnige Ignoranz unter dem Deckmantel göttlicher Weisheit und Gott angenehmer Einfalt, die Menschheit vergiftete und niemand da war, der wagte, der gefräßigen Bestie entgegenzutreten und Widerstand zu bieten, um die entwürdigte und zu grunde gerichtete Menschheit wieder besserer und glücklicherer Zustände froh werden zu lassen — welcher andere Teil Europas und der Welt hätte da uns jenen Alciden hervorzubringen vermocht, ihn, der um so viel mehr hervorragender als Herkules ist, als er mit leichterer Mühe und geringerem Kraftaufwand sogar noch größeres vollbrachte? Oder soll ich etwa nicht sagen, es habe es derjenige auch schon vollbracht, der eine so herrliche Arbeit so ernst und nüchtern angegriffen hat? Wenn Du nun siehst, wie jenes Monstrum, welches größer war und weit verderblicher wirkte, als irgend ein anderes in sämtlichen vorhergehenden Jahrhunderten, endlich am Boden liegt und Du wunderst Dich, mit welchen Mitteln diese That zu stande gebracht worden ist, nun denn:

Frage der Keule nicht nach,
War es ein Federkiel doch!

Und wenn Du frägst, woher kam er nur? Woher? So lautet die Antwort: Aus Deutschland, von den Ufern dieser Elbe, aus der Fülle dieses Borns! Hier an dieser Stätte hat Euer Landsmann und Herkules über die ehernen Pforten der Hölle, über die mit einer dreifachen

Mauer umzogene Zwingburg, die der Styx neunfach umwindet, den Sieg davon getragen. Du hast, o Luther, das Licht gesehen, das Licht erkannt, betrachtet, Du hast die Stimme des göttlichen Geistes gehört, Du hast seinem Befehl gehorcht, Du bist dem allen Fürsten und Königen Grauen erweckenden Feinde unbewaffnet entgegengetreten, Du hast ihn mit dem Worte bekämpft, zurückgeschlagen, niedergeschmettert, besiegt und bist mit den Trophäen des übermütigen Feindes in den Himmel empor gefahren."

Bruno in Prag. 1588.

Bruno lenkte seine Schritte von Wittenberg nach Prag, wo damals der deutsche Kaiser Rudolf II. residierte, jener Sonderling, von dem ein deutscher Geschichtsschreiber schreibt: „Die Kunde der Gestirne und der Natur beschäftigte ihn mehr als sein Reich. An seinem Hofe fanden sich Betrüger, die ihm aus den Sternen die Zukunft deuten und die Kunst des Goldmachens lehren sollten, zusammen mit wissenschaftlichen Größen ersten Ranges, wie Tycho Brahe und Keppler: in Rudolfs Seele mischten sich auf wunderbare Weise die edleren mit den thörichten Neigungen. An Kunstwerken alter Zeit, an Bildsäulen, geschnittenen Steinen, sowie an Gemälden hatte er die größte

Freude und verwendete oft bedeutende Summen dafür; aber ebensosehr zog ihn auch seine alchymistische Werkstätte an, wo Gold bereitet werden sollte; daneben war er ein großer Pferdekenner und diejenigen, die über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in seinen Pferdeställen aufsuchen, wo er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte."

Bruno wird ihm durch Empfehlungsbriefe seines Busenfreundes Sidney, der bei einer gesandtschaftlichen Mission der Königin Elisabeth zwölf Jahre früher sich die Gunst des Kaisers erworben hatte, von London aus empfohlen sein. Auch lebte jetzt am Hofe zu Prag seit kurzem Brunos Landsmann, der Mathematiker Mordente, mit dem er in Paris freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte. Bald nach seiner Ankunft überreichte er dem Kaiser einhundertundsechzig Thesen „gegen die Mathematiker und Philosophen dieser Zeit". Die Widmung derselben atmet hohes Selbstbewußtsein über seinen Beruf, die Geister zu befreien, das Bewußtsein der Siege, die er überall über die graduierten Akademiker, die Väter der Unwissenheit, davongetragen; sie verwirft allen Religionsstreit und proklamiert die wahre, allgemeine Menschenliebe, das Christentum Christi: „Leider ist es dahin gekommen, daß jene Religion der Liebe, die nicht von dem bösen Geiste eines Volkes, sondern von Gott,

dem Vater aller ausgegangen, übereinstimmend mit der Natur, die allgemeine Menschenliebe, ja selbst — auf daß wir nicht den Tieren und Wilden gleich bleiben, vielmehr gleich werden Ihm, der die Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte — die Feindesliebe gebeut; — leider ist es dahin gekommen, daß diese wahre Religion nirgend gehalten wird. Diese Religion aber ist es, die über allem Streit erhaben ist, sie ist es, die nach Gefühl und Vernunft, sowie nach väterlicher Erziehung die meine ist!"

Ein Geschenk von dreihundert Thalern war der Dank des Kaisers. Es scheint ihm aber auf die Dauer am Hofe dieses Sonderlings nicht behagt zu haben; und hauptsächlich wohl, weil die dortige Universität von Jesuiten und Dominikanern beherrscht wurde, die ihm die Lehrfreiheit versagten, verließ er Prag nach einem Aufenthalt von sechs bis sieben Monaten.

Bruno in Helmstädt. 1589—1590.

Bruno richtete jetzt seinen Weg nach Nordwestdeutschland, wohin ein ehrenvoller Ruf an ihn ergangen war. Dort herrschte über die Lande Braunschweig-Wolfenbüttel-Göttingen-Calenberg ein hochsinniger Welf, den, wie Bruno der Philosoph richtig erkannte, nur die

engen Grenzen seines Reiches gehindert haben, in der nach Äußerlichkeiten urteilenden Weltgeschichte sich einen Platz neben einem Cäsar und Augustus zu erwerben. „Er war,“ schreibt der hannöversche Geschichtsschreiber Schaumann, „der das durch die vielen Religionskämpfe der damaligen Zeit, an denen sein Vater, der (katholische) Heinrich der Jüngere, fast immer Teil genommen hatte, so heruntergekommene Land wiederum zu neuem Glanz erhob, der seine Hofhaltung auf das Sparsamste einrichtete, um die dadurch gewonnenen Geldsummen zu Nutz und Frommen des Landes zu verwenden; unter dessen Regierung die Schwerter in der Scheide rosteten, Friede nach außen, Eintracht im Innern herrschte, die Rechtspflege mit Gerechtigkeit geübt und Kunst und Wissenschaft auf jede Art befördert wurde. Obwohl er selbst Protestant war, auch eine große Anzahl seiner Unterthanen die evangelische Lehre angenommen hatte, so zählte doch das Land noch viele Katholiken, und Kampf und Unfrieden hatten bisher unter diesen beiden Glaubensparteien geherrscht. Doch auch diese waren die ewigen Streitigkeiten und Feindseligkeiten, der ihnen nur Kummer und Drangsale gebracht, müde geworden, und Julius that sein Möglichstes, das Streben nach Einigkeit unter ihnen zu fördern, allen gerecht zu werden, Protestanten und Katholiken keine Vorrechte untereinander zu gewähren und ließ so während seiner

Regierung die Religion niemals zum Zankapfel werden. Für seine Unterthanen hatte er dabei stets ein offenes Ohr. Frei und ohne Scheu durften sie ihm ihre Klagen und Beschwerden vortragen und waren sie begründet, so konnte man sicher darauf rechnen, daß von des Fürsten Seite alles geschah, um den Leuten gerecht zu werden. Den Frieden, der unter ihm nach schweren Jahren des Krieges zuerst wieder Segen und Glück über das Land ausgoß, zu erhalten, war sein Hauptaugenmerk. Doch ließ er dabei nicht außer Acht, auch im Falle des Krieges gerüstet zu sein. Seine Streitkräfte bestanden indes nicht aus gemieteten Söldnern, nein! die Söhne des Landes bildeten seine Kriegsmacht. Diese mit Führung der Waffen vertraut zu machen, ordnete er für die Städte Schützenfeste an, wogegen er die Landbewohner, denen er für ein Billiges Gewehre überließ, allsonntäglich durch alte, erfahrene Landsknechte unterweisen ließ.“

Dieser Fürst ist es, von dem eine ebenso wahre wie lapidare Inschrift zu Harzburg, das er zu einem Badeort umgeschaffen, meldet, daß

„Sein Schöpfergeist, der eignen Zeit Jahrhunderte voraus,
Des Harzes Erz, den Heilquell Juliushall
Und freiem Denken neue Bahn erschloß.“

Der freisinnigste Fürst seines Zeitalters, war er zugleich so wahrhaft religiös, daß ihm das Volk den Beinamen des „Frommen“

gegeben hat. Sein größter Stolz war die von ihm gegründete Universität Helmstädt, an welcher nach der ausgesprochenen Absicht des Gründers die unbedingteste Freiheit der Wissenschaft herrschen sollte. „Wir lassen uns," so sagte er bei Veranlassung dieser Stiftung, „von den Theologen nicht regieren, denn diese sind Gott so gut unterworfen, wie wir. Gott wird auch den Himmel mit Theologen allein nicht füllen, denn er hat für Theologen allein nicht gelitten, sondern insgemein für alle Stände der Welt, ohne Unterschied der Person. Wir gedenken so bald in den Himmel zu kommen als die Theologen. Wir befinden auch, daß die Theologen selber noch so weit von einander sind als Himmel und Erde, denn leider keiner mit dem andern in friedlicher Liebe und Eintracht leben kann, sondern es jedem um eine Handvoll menschlicher Ehre zu thun ist, wie sie denn allein ihren menschlichen Gedanken und Opinionen in vielen nachhängen. Wir wollen uns aber den Theologen nicht unter die Füße legen, die einen Fuß auf der Kanzel und den andern auf der fürstlichen Ratsstube haben wollen."

Und an die drei Kurfürsten von der Pfalz, Sachsen und Brandenburg schrieb er: „Die Theologen wollen anderen ein formulam concordiae vorschreiben, da doch einer dem andern im Grunde und von Herzen spinnefeind ist. Wie denn unter dem Scheine christlichen Eifers

meistens Privataffekte bei solchen Leuten viel mehr als bei anderen prädominieren, und den Knittel bei den Hund zu legen, ganz hochnötig ist."

Dieser Fürst hatte den Nolaner, dessen Weltruf als Philosoph und Lehrer, ja als wunderbares Genie längst begründet sein mochte, berufen, um den Glanz seiner jungen Universität dadurch zu vollenden. Die schnell aufblühende Universität zählte damals fünfzig Professoren und fünftausend Studenten. Bruno traf im Januar 1589 hier ein. Leider starb sein hochsinniger Gönner, der fromme Julius, schon drei Monate nach Brunos Ankunft.

Bei den unter aufrichtigster Trauer des ganzen Landes stattfindenden Leichenfeierlichkeiten hielt Bruno auf ihn jene berühmte, unter dem Titel „Oratio consolatoria" („Trostrede") gedruckte Lobrede, durch die er dem großen Fürsten ein Denkmal geschaffen hat, das dauerhafter und erhabener ist, als Monumente von Marmor oder Erz.

„Sei eingedenk, o Italiener," so redet er sich selber im Anfange derselben an, „daß Du, verbannt aus Deinem Vaterlande wegen Deiner ehrenhaften Überzeugungen und Deiner Wahrheitsliebe, hier als Bürger aufgenommen bist. Dort dem blutgierigen Rachen des römischen Wolfes ausgesetzt, bist Du hier frei; — dort gezwungen zu einem abergläubischen, unvernünftigen Kultus, hier zu gereinigter Gottes-

verehrung ermahnt. Dort würdest Du getötet sein durch Tyrannenwillkür, hier kannst Du leben unter der Huld und Gerechtigkeit des besten Fürsten und wirst, soweit Du Dich dafür empfänglich erweist, überhäuft mit Würden und Ehren, nach des Fürsten Wünschen und Absichten."

Einige Biographen Brunos berichten, ich weiß nicht auf Grund welcher Quellen, daß Bruno vom Herzog Julius mit der Erziehung seines Sohnes Heinrich Julius, der jetzt den Thron bestieg, beauftragt gewesen sei. Bei dem Alter dieses Thronfolgers, der damals bereits fünfundzwanzig Jahre zählte, dürfte dies nicht wahrscheinlich sein; vielleicht ist er aber von letzterem mit der Erziehung seiner Söhne, also der Enkel des Herzogs Julius, betraut worden, deren einer jener ritterliche Christian war, der sich später im dreißigjährigen Kriege als Feldherr der protestantischen Partei ausgezeichnet hat und durch seine Devise bekannt geworden ist:

„Gottes Freund,
Der Pfaffen Feind."

Herzog Heinrich Julius nämlich, der nunmehr in Braunschweig zur Regierung kam, verleugnete die Grundsätze seines Vaters nicht und ward ebenfalls ein wohlwollender Gönner, ja man darf wohl sagen, ein Freund unseres Philosophen, dem er für die vollendete Lobrede auf seinen Vater ein Geschenk von achtzig

Thalern verehrte. Nichts ist mehr zu bedauern, als daß Bruno nicht dauernd in Helmstädt geblieben ist, wo ihm doch mindestens das sicherste Asyl vor der lebensgefährlichen Verfolgungssucht der römischen Kirche, die ihn zweifellos nie aus den Augen verloren hatte, gegeben war, wenn ihn auch sein Landesherr nicht vor kleinlichen Nörgeleien der lutherischen Geistlichkeit zu schützen vermochte. Es steht nämlich fest, daß er eines Tages von einem Superintendenten zu Helmstädt, Boethius, in öffentlicher Predigt exkommuniziert wurde. Freilich konnte dieser Akt im eigentlichen Sinne nichts bedeuten, da Bruno der evangelischen Kirche niemals förmlich beigetreten war. Immerhin war es ein öffentliches Ärgernis und Bruno erhob dagegen beim Rektor der Universität, Dan. Hofmann, Beschwerde. Es scheint, daß letzterer, ein Gesinnungsgenosse jener Pietisten, wenig gewillt war, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen, und es ist möglich, daß allerlei andere Kabalen jener Spezies ihm schließlich den Aufenthalt in Helmstädt verleideten.

Bruno in Frankfurt a. M. 1590—1591.

Im Beginn des Jahres 1590 verließ Bruno Helmstädt und siedelte nach Frankfurt a. M. über, mit der Drucklegung einer Trilogie von lateinischen Lehrgedichten beschäftigt, die er in

Helmstädt verfaßt haben wird und dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig zugeeignet hat. Es sind dies die Gedichte:

1. „De Triplici Minimo et Mensura.“ („Über das dreifach Kleinste und das Maß.“)
2. „De Monade, Numero et Figura.“ („Über die Einheit, Zahl und Gestalt.“)
3. „De Innumerabilibus, Immenso et Infigurabili, seu de Universo et mundis.“ („Über das Unzählige, das Unermeßliche und Gestaltlose, oder über das Universum und die Welten.“)

In dieser Trilogie ist die Summe seiner in jenem Alter völlig ausgereiften Weltanschauung niedergelegt. Da es nicht in den Rahmen dieser Schrift paßt, sein ganzes philosophisches System hier systematisch zu skizzieren, so ziehen wir es vor, einige besonders bedeutungsvolle Verse aus jenen Lehrgedichten selbst unserem Leser in der Übersetzung von M. Carrière (Philos. Weltanschauung S. 442 – 445) zu bieten:

Gott.

O Du, welcher in sterblicher Brust den ewigen Flammen
Aufzulodern gebeut, und meinem Herzen in solchem
Glanze zu schweben befiehlt, in solcher Glut zu entbrennen,
Daß zu den Sternen hinan, die Schatten mutig verscheuchend,
Mutig die fesselnde Last der trägeren Masse bezwingend,
Ich die unendliche Welt durchschweife, den Sinnen entbunden,

Licht, allschauendes Licht, das alles enthüllet dem Anschau'n,
Seelenbeflügelndes, über den Äther entrückend die Sinne,
Das den Todesschlaf mir verbannt und zu wachen vergönnt hat,
Das vom Schauen erzeugt mit dem Schau'n aufwacht in diesem
Lebt erhalten für uns und allem Belebten Erhaltung
Giebt, mit weichstem Strahl das Härteste sanft auflösend,
Das uns zeigt, was die Erd' und Himmel und Meer und der Abgrund
Irgend umfaßt: wohl nenne Dich blind das Volk, dem das Licht selbst
Fehlt und das Aug', und der Seel' ermangelnd, nenn' es Dich seellos.
Nicht wird je ein Ort und Geschick, nicht Alter und Zeitraum
Mich abtrünnig erblicken von Dir, mein Leben, da Du mir
Rings den sterblichen Augen enthüllt das unendliche Weltall
Grenzenlos und das strahlende Heer der heiligen Sterne;
Wohl auch ist mir bekannt der Erd' Antlitz, und wie jene
Strahlt es, ein wahrhaft hehres Gestirn, Anbetung erheischend.

O wie oft, Du Göttliches, mich, den Sinkenden, hobst Du
Auf den Flügeln empor, wie oft dem Sorgebedrängten
Lenktest Du das Gemüt, daß ich nicht selbst dem Verderben
Hin mich gab. Da warst im Sternengewande des Himmels
Du mir nah, fortscheuchend des geistbethörenden Unsinns
Düstres Gewölk, und rings zerstreuend die trüben Gebilde.

Mit der Fittige Schlag, die tausendfältig den Erdkreis
Prangend erfreu'n, darum die geschmückte Erde den grünen

Rücken entgegenwendet der Sonn', in schimmernden Wogen
Ihr Antlitz und das deine so ihr zustrahlend als Dir auch,
Denen sie ganz sich selbst und mit jeglichem Teile sich zukehrt.

Universum.

Alle die Sonnen sind von Planeten umtreist: aus den Wassern
Muß ja nach dem Gesetz der Natur die Flamme sich nähren.
Um den größeren Stern ergeh'n sich der kleineren viele,
Kräfte sich wechselweis' zu senden und zu empfangen.
Ob sie ferner sich stehn, ein Band des Friedens umschlingt sie,
Wie sie den Wettlauf thun in harmonischen Intervallen:
Denn aus dem Gegensatz stammt alles Leben und Wachsen.
Darum all überall um den lautenschlagenden Phöbus
Schlingen sich viele der Nymphen in herzerfreuendem Reih'ntanz.
Wie wir um dieses Schiff die Wellen mehrere Kähne
Furchen sehn und den Ort von jeglichem nahe bemerken,
Sollten nicht auch auf der Flut, die weit und breit sich ergießet,
Mehrere schwimmen und andere noch und dorten zu sehn sein?
Sollten nicht auch in dem Wald, der Deinen Augen entfernt ist,
Gerade wie hier, umschwirren den Lorbeer mancherlei Vögel?

Harmonie des Alls.

In der sinnlichen Welt des Endlichen wechseln Licht und Finsternis, Freude und Schmerz, die im Unendlichen alle unter dem

Begriff des Einen, Guten und Wahren zusammenkommen; denn Kälte und Wärme sind im Unendlichen vereinigt wie im Menschen Sinnlichkeit und Vernunft. Ohne den Wechsel von Licht und Schatten könnte die Welt nicht schön sein, aber bloße Verschiedenheit wäre das Chaos, darum sind die Gegensätze aufeinander bezogen und alles ist wohlgeordnet und miteinander verschmolzen. Nichts ist absolut schlecht, sondern nur in Beziehung auf ein bestimmtes Ding mag es verderblich sein, anderen und somit im ganzen ist es heilsam, wie dem Hungrigen süß, was dem Satten zum Ekel, wie die Distel dem Menschen rauh und dem Esel mild. Was das eine zerstört, erhält das andere, des einen Tod ist des anderen Leben. Was für sich klein und unbedeutend, ist für das Ganze doch notwendige Stufe. Darum achtet der Weise nichts gering, hängt aber auch sein Herz nicht an das Vergehende, weil man nicht zweimal in demselben Flusse schwimmen kann, sondern wendet sich zu dem Bleibenden und Dauernden im Wechsel und wird dadurch ein Genoß des göttlichen Lebens, das in der stets sich entwickelnden Fülle sich bethätigt. Denn nur im Einklang mannigfaltiger Töne, nur im Wechsel von Höhe und Tiefe, von Pausen und raschem Gang, von Länge und Kürze der Klänge bildet sich die große Symphonie des Alls.

Würde Dir wohl ein Gemälde vortrefflich erscheinen und preiswert,

Das von Gold ganz strahlet und ganz von herrlichstem Purpur?
Schatten erhöhet den Glanz.
Also sind verteilt die Welten, daß sie sich nimmer
Selbst zerstören, vielmehr der Liebe Frieden genießen,
Wenn sie, Mann und Weib, sich ringend innigst umfangen,
Strahlenschwingend und kämpfend in glühender Luftumschlingung.
Da träuft goldener Regen herab, den zuvor in die Höhe
Zog der flammende Sonnengott, und im heiligen Schoße
Nimmt die Erd' ihn auf, die große fruchtbare Mutter.

Vorsehung und Liebe Gottes.

Es lebt in allem, durch alles, über allem der eine Geist. Ihn sehen heißt von ihm gesehen zu werden, von ihm gehört werden heißt ihn hören, ihn lieben heißt von ihm begnadigt sein. Er ist der eine sich selbst erkennende und liebende Gott. Wer alles hat, der liebt alles, wer alles liebt, der hat alles. Die Liebe ist die Gottheit selbst, sie ergießt sich in alle Dinge und als schöpferische Wesenheit nennen wir ihn Vater, als die den Dingen eingeborene Kraft und Weisheit Sohn, und Geist als die Liebe, die durch den Anblick der Schönheit erzeugt wird und das Endliche zum Unendlichen zurückführt, daß ihm entgegenjauchzen zahllose die Nacht erhellende Sterne mit allen ihren Wesen, denn überall wohnt das Gute, das Schöne. Der Ewige gebietet und ordnet, die Natur führt aus und wirkt, die Vernunft zu

Gott. Das alles ist ein Leben, eine Offenbarung, ein Erkennen, ein Licht, eine Liebe; der Umkreis ist der sichtbare Mittelpunkt, die unendliche Kugel, das gegenwärtige Centrum. Gott ist das Kleinste und das Größte, der Anfang, das Ende und die verbindende Mitte; er begreift sich in allem, alles in sich, und so ist er der sich selbst bethätigende und wissende Geist. Wie auch die Welt im kreisenden Wechsel auf und ab wogt, innen als lebendiges Prinzip aller Wesen und Quell aller Formen waltet ein einiger Gott als Vernunft und Sein, als Weltordnung und Wahrheit.

Wie er in sich die Natur und die Dinge denkt und erkennet,
Also stehen sie da und nichts vermöchte zu hemmen
Gottes Begriff ist That und die Sache. Drum unermeßlich
Dehnt er sich aus, entfaltet in unerschöpflichen Zahlen
Ewig das Eine, das innerlich ganz und äußerlich ganz er
Jegliches setzt und trägt und über alles hinausgeht,
Denn er lebet in uns und in ihm weben und sind wir.

Vom Unermeßlichen und Zahllosen oder dem Universum und den Welten.

Widmungsschreiben und Schlüssel
dem hochedlen und durchlauchtigsten Fürsten Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig-Lüneburg und Bischof von Halberstadt Jordanus Brunus Nolanus zum Gruß.

Zuerst bei den Ägyptern, dann bei den Persern und Römern soll es, durchlauchter Fürst, Brauch gewesen sein, die Weisen zu

Königen und die Könige zu Priestern zu erwählen, weshalb solche denn, weil ausgezeichnet durch Wissenschaft, Macht und Ansehen, mit Recht Trismegiste oder dreifach Größte genannt wurden. So brauchte nicht der Philosoph, in schmutziger Armut lebend, aus Furcht vor dem Mächtigen den natürlichen Verstand und das Licht der Vernunft unterdrücken und im Interesse des geistigen Wohlwollens die Wahrheit unwürdigerweise und heuchlerisch zu entstellen. Der König brauchte sich nicht, aus Sehnsucht nach dem Himmel und Furcht vor der Hölle, dem Gebot eines übermütigen und albernen Bonzen zu fügen und zum Nachteil der Staaten und Königreiche und zur eigenen Schande sich zum Arm und Werkzeug pfäffischer Bosheit erniedrigen. Die Gesetze, Religionen und Kulte, zur Erhaltung und Förderung des Staatswohls je nach dem Bedürfnis und Bildungszustande jedes Volkes erfunden und eingerichtet, wären bei Wahrung dieses Brauches nicht sobald ein Opfer der verschiedensten Betrüger und ein Gegenstand des Mißbrauchs, ein Zündstoff allgemeinen Aufruhrs geworden. Denn so vereinigt sich Erkenntnis, Macht und Weisheit zum Ruhm des Fürsten, zum Heil des Staates und zum Vorbild für alle Zeiten, wie ein dreifach gewundenes Haltseil, in einer Hand. So, meine ich, brauchte der Weisere, im Besitze der Macht und zugleich ihr Verwalter, nicht zu lügen aus niedriger Lohnsucht, der Priester, im

Glanze der eigenen Krone nicht um Einfluß buhlen aus schnöder Ehrfurcht, der König aber, zugleich mit dem Lichte der Wahrheit, dem Glanz der Heiligkeit und dem Adel der Ritterlichkeit ausgestattet, bestrebt Weisheit und Tugend in den Herzen der Menschen zu fördern, zeigte den Sterblichen ein wahres Abbild der Gottheit. Wo dagegen Unwissenheit im Kopfe und gemeine Leidenschaft im Busen des Herrschers waltet und seinen Arm lenkt, wie könnten wir ihn uns anders vorstellen als unter dem Bilde eines rohen Tyrannen, der inmitten eines niedrig denkenden, feigen und waffenlosen Volkes sein ungewisses zweischneidiges Schwert um sich schwingt, unberechenbar wie das Schicksal! Aus unedlem Bauernvolk stammt sein Erzieher, ein unverschämter Pedant oder Schmeichler ist sein Lehrer, aus einer träumerisch finsteren Höhle tritt an ihn heran ein elender Bote des hochdonnernden Herrgotts mit dunklen Offenbarungen, und sie alle kredenzen ihm von seiner Kindheit an ihre mit Unbildung, Geistes- und Herzensroheit bis zum Rande gefüllten Becher.

Doch um auf mein Vorhaben zu kommen, mein Sinn ist zu schlicht, um es zu unternehmen, Eurer Hoheit angeborne und von einem inneren Genius verliehene, nicht von außen erworbene Tugenden und Vorzüge mit würdigen rednerischen Worten zu schildern; die ganze erleuchtete und würdige Umgebung adliger

und weiser Männer, die Du an Deinem Hofe um Dich versammelst, verbreitet auch schon allseitig zur Genüge Deinen Ruhm. In Dir vereinigt sich in der That Natur, Geist und Glück dermaßen, daß Du, soweit dies in unserem Zeitalter möglich ist, nach göttlichem Ratschluß als Vater Deines Volkes, als Verwalter des Priestertums und Fürst der Akademie jene dreifache Würde bekleidest, das Wohl Deines Staates mit Weisheit überlegend, mit Kraft verwirklichend und mit untadliger Festigkeit erhaltend. Ich selbst, den Schicksalsstürme nach Deutschland, Europas ruhigstem Teile verschlagen haben, und der ich hier nicht von Hörensagen, sondern aus eigenster persönlichster Erfahrung mich von Deiner Herrschertugend überzeugen durfte, würde mir den Vorwurf der Pietätlosigkeit nicht ersparen, wollte ich nicht diesem Deinem Nachbilde göttlichen Regiments durch irgend ein annehmbares Zeichen meiner Verehrung huldigen. So wage ich es denn, Dir, dreifach mächtiger Fürst, ein Geschenk aus meinem geringen Vermögen darzubieten, ein dreifaches, eins für den Gelehrten und Weisen, ein anderes für den hohen Priester und Verwalter des Heiligtums, ein drittes für den Fürsten und Hirten des Volks.

Hier also biete ich Dir zunächst das Buch über „Das Kleinste, das Größte und das Maß“, in dem Gelehrsamkeit und Bildung die Erkenntnis der ersten Prinzipien finden

kann; sodann das Buch über „Die Einheit, Zahl und Figur“, in welchem Offenbarung, Glauben und Erleuchtung gewisse Grundlagen und Spuren der Wahrheit in den Meinungen und Erfahrungen anerkennt; drittens das Buch über das „Unermeßliche, Unzählige und Undarstellbare“, in dem evidente und sichere Beweise zeigen, wie der Weltstaat regiert wird, wie ein Gottesreich unter dem höchsten Lenker besteht und wie begreiflich und unbegreiflich zugleich in ihm die Ordnung der Natur sich offenbart.

Im ersten Buche eifrige Forschung, im zweiten ungewisse Frage, im dritten klarste Entdeckung. Im ersten wiegt vor der Sinn, im zweiten der Begriff, im dritten die Sache. Die Methode des ersten ist mathematisch, die des zweiten, sozusagen, prophetisch, die des dritten naturwissenschaftlich. Das erste hat einfache, das zweite abstrakte, das dritte zusammengesetzte Gegenstände.

Im ersten zeigt Weisheit ihren Körper, im zweiten ihren Schatten, im dritten ihre Seele. Die Elemente im ersten sind Grenze, Kleinstes und Größe, die Gegenstände Linie, Winkel und Dreieck, die Lehrmittel der Tempel des Apollo, der Minerva und Venus, errichtet aus Kreisen, Tangenten und Sehnen, aus welchen alle Figuren, Zahlen und Maße entwickelt und in Definitionen und Axiomen zur Veranschaulichung gebracht werden.

Im zweiten ist die Einheit das Wesen der Dinge, die Zahl ihre innerliche Eigentümlichkeit oder spezifischer Unterschied, die Gestalt ihre äußere Eigenschaft und Symbol. Die Einheit erblicken wir im Kreise, die Zahl in der dreifachen Entwickelung aller übrigen Urformen, die Gestalt nach ihren Grundbestandteilen im Einzelnen, ihren Wirkungen im Gesamten. Durch die Einheit stimmen alle Dinge zusammen, durch die Zahl unterscheiden sie sich, durch die Gestalt bekämpfen sie einander und bilden Gegensätze. Die Einheit ist das unteilbare Wesen des Dinges, die Zahl die bestimmte Entwickelung dieses Wesens, die Gestalt aber eine Ausstrahlung aus der Lage und Ordnung der in ihm entwickelten Prinzipien. Durch die Einheit ist jedes absolut wahr, durch die Zahl in seiner besonderen Art gut, durch die Gestalt im bestimmten Verhältnis schön.

Denn die Wahrheit ist anders an anderem Ort, die Güte ist anders für andere und an anderem Ort, das Schöne anders für andere an anderem Ort und zu anderer Zeit. Die Einheit lehrt dem sich wohl Befindenden Erhaltung, dem sich übel Befindenden Veränderung des Orts, die Zahl Erhaltung oder Veränderung des Namens, die Gestalt des Verhaltens.

Im dritten Buch schreiten wir von der Finsternis aus durch Farben zum Lichte vor. Unterscheidungen werden gefunden zwischen Grenze,

Begrenztem und Unbegrenztem; ferner zwischen Wirkendem, Grundstoff und Wirkung; sodann zwischen Bewegung, Ruhe und Unbeweglichkeit. Es wird gezeigt, daß die wesentlichsten Grundstoffe des Alls flüssig, luftartig oder ätherisch sind. Die vornehmsten Wesenheiten (unter dem Einen Herrscher und über aller Ordnung stehenden absoluten Geist) sind Sonne, Erde und Himmel. Ein Hindernis naturwissenschaftlicher Einsicht und Grundlage der Unwissenheit ist es, die Gleichförmigkeit der Stoffe, Bewegungen und Kräfte in den Dingen nicht zu sehen. Die Vollkommenheit des Weltalls wird erschlossen aus der Einheit, Wahrheit und Güte, erkannt an der Wirksamkeit der aktiven Kraft, der Verteilung der passiven Kraft und dem Wert der Wirkungen. Diese Vollkommenheit könnte keine wahrhafte sein, wenn sie sich nicht in zahlloser Menge, in unendlicher Größe und in anschaulicher Schönheit des Zusammenhangs verwirklichte.

So wird alles in encyclopädischer Übersicht entwickelt, dargestellt und angewandt. Auch wird es in dreifacher Ordnung auf einer einzigen Stufenleiter so unterschieden, daß sich mit der Kürze Leichtigkeit, mit der Leichtigkeit Wahrheit, mit der Wahrheit Gewißheit vereinigt.

Ebenso wird bei der Betrachtung der Gegenstände die Würde, bei der Verschiedenheit der Sätze die Ordnung, bei der Sparsamkeit der

Beweismittel die Vollständigkeit uns nicht minder eine Norm sein, wie dies der Fall ist für die Natur im Wirken, für die Vernunft im Denken, für Gott im Schaffen. Dies führt zu einer Weltanschauung, die nur zum Teil und von fern geschaut, unschön und unsinnig erscheint, bei näherem Ansehen aber schön und wahr wird und bei nächster Einsicht, als die schönste und gewissseste anerkannt werden muß, vor deren Klarheit jene finsteren Gebilde entweichen werden, welche die Gewohnheit des Glaubens als wahr und schön aufdringt, die aber auf der Wagschale des Verstandes sich als ungewiß und unangenehm erweisen und schließlich in dem natürlichen Lichte, daß aus unserem Verstand und Sinn und unseren Beweisen sich über sie ergießen wird, als durchaus häßlich und unmöglich erkannt werden müssen. Daß dies sich so verhält, das bitte ich nun Deine erhabene Hoheit, selber als Weiser und Gelehrter prüfen, als Bischof redlichen Herzens beurteilen und endlich als mächtiger Fürst vor den Anfeindungen, Entstellungen und Verläumdungen Unwissender, Übelwollender und Unedler in Schutz nehmen zu wollen.

Wenn ich denn selbst die Finsternisse mit Wort und Schrift bekämpft, verfolgt und vertrieben habe, mit Hilfe des Lichts der Vernunft, ja nach vorausbestimmter Fügung und Gnade des Allerhöchsten: so bete ich zu diesem, daß Er Euren Geist mehr und mehr mit Wahrheit

erleuchten, Euer Herz mit Liebe zum Guten erwärmen und Euren Arm kräftigen, Eure Herrschaft erhöhen möge. Lebt wohl.

Frankfurt a. M. war damals die Metropole des deutschen Buchhandels, und da jener Zeit das deutsche Druckereigewerbe nicht minder als die deutsche Gelehrsamkeit den ersten Rang einnahm, fast die Metropole des buchhändlerischen Verkehrs der Welt. Zur Frankfurter Messe reisten die Buchhändler von London und Venedig, von Paris und Lyon, um unter sich die neuesten Erscheinungen der litterarischen Produktion auszutauschen. Unter den Verlagsfirmen Frankfurts aber nahm diejenige der Gebrüder Wechel bei weitem den ersten Rang ein. Dieselben waren, ebenso wie die Aldi in Italien, Männer von bedeutender Bildung. Die Wechel insbesondere standen in freundschaftlichen Beziehungen zu den vornehmsten und gelehrtesten Persönlichkeiten des In- und Auslandes; auch Sidney, der Freund Brunos, hatte längere Zeit ihre Gastfreundschaft genossen.

Bei ihnen verlegte Bruno seine Schriften. Dafür bestritten sie die Kosten seines dortigen Aufenthalts, während Bruno die Korrektur der Druckbogen seiner Werke besorgte.

Bruno logierte während dieser Zeit im dortigen Karmeliterkloster. Der Prior dieses Klosters berichtet von ihm, daß er ein sehr

zurückgezogenes arbeitsames Leben geführt habe. Den ganzen Tag und bis tief in die Nacht hinein konnte er schreibend oder angestrengt nachdenkend und grübelnd auf= und abgehend in seiner Zelle thätig sein. „Er war,“ sagt derselbe, „ein Mann von universellem Geiste, in allen Wissenschaften bewandert, hatte aber keine Spur von Religion“, — versteht sich von der Religion der Karmelitermönche!

Zeitweilig wurde der Aufenthalt in Frankfurt durch eine Reise nach Zürich unterbrochen, wo er verschiedenen jungen Männern Unterricht erteilt hat, unter ihnen jenem Raphael Eglinus, der später ein seinen Vorträgen über Metaphysik nachgeschriebenes Heft veröffentlicht hat und in der Vorrede seiner Bewunderung über die ganz eminente Geisteskraft und Vortragsgabe seines Lehrers Ausdruck verleiht.

In Zürich hat vielleicht der Anblick der Alpen ein unbezwingliches Heimweh nach dem jenseits derselben liegenden schöneren Vaterlande in seiner Brust wachgerufen. Wie wäre es sonst erklärlich, daß er, der sich selber in seinen Schriften so oft der Gefahren erinnert, die ihm seitens eines gewissen „ultramontanen Ungeheuers“ drohen, der sogar an einer Stelle seines „Aschermittwochmahles“ prophetisch auf die hundert brennenden Fackeln anspielt, die ihm leuchten würden, wenn es ihm bestimmt sein sollte, auf römischem Boden zu sterben, daß er daran hätte denken mögen, je-

mals wieder dieses Hochgebirge zu überschreiten, das die, wenn auch trübere und rauhere, so doch auch freiere und geistig klarere Atmosphäre Deutschlands trennte von dem Lande, wo „ein sanfter Hauch vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,“ wo aber in jenem Jahrhundert der freie Gedanke sein Haupt noch nicht so lorbeerstolz erheben durfte, wie heutzutage.

Wer für psychologische Anzeichen ein Verständnis hat, wird beim Studium seiner Schriften auf manche Stelle stoßen, die seine nimmer ruhende Sehnsucht nach dem sonnigen Süden, nach seinem schönen Vaterlande durchblicken läßt, und gerade solche zählen dazu, wo er sein philosophisches Weltbürgertum, das überall zuhause sei, hervorhebt. Wer wüßte nicht, daß eben das Heimweh wie eine Naturgewalt, der Liebesleidenschaft gleich, Vernunft und Philosophie aus dem Felde schlagen kann!

Brunos Rückkehr nach Italien, Venedig 1591. Mocenigos Verrat und Brunos Verhaftung durch die Inquisition, 1592.

In den Laden des Buchhänders Ciotto in Venedig, der Bruno auf der Frankfurter Büchermesse persönlich kennen gelernt hatte, trat eines

Tages ein junger venetianischer Nobile aus einer der angesehensten Familien, Giovanni Mocenigo, und kaufte Brunos Gedicht „Vom dreifach Kleinsten“. Er äußerte den Wunsch, von dem Verfasser desselben persönlich tiefer in die Geheimnisse der „Lullischen Kunst“ eingeweiht zu werden, die er anscheinend für eine Art von Nürnberger Trichter oder für ein zauberisches Geheimnis hielt, ohne Anstrengung Macht und Wissen zu erlangen. Er ließ durch jenen Buchhändler an Bruno ein Einladungsschreiben nach Frankfurt übermitteln, dem bald ein zweites nachfolgte. Er stellte Bruno ein angenehmes Denkerasyl in seinem Hause in Aussicht und nebenbei eine große Belohnung für den gewünschten Unterricht.

Und er, der eben von Zürich zurückgekehrt war, um die immer noch nicht vollendete Drucklegung seiner dem Herzog Heinrich Julius gewidmeten didaktisch-poetischen Trilogie zu vollenden, folgte dieser Einladung so plötzlich, daß er nicht einmal die Beendigung dieser Aufgabe abwartete, sondern das Manuskript seinem Verleger übergab mit der Bitte, die Korrekturen selber zu besorgen. Wie der Vogel, den in den Tropen der Blick einer Schlange magnetisiert hat, daß er sich rettungslos zu ihren Giftzähnen herabläßt, eilte er in sein Verderben. Unwillkürlich wird man bei diesem Schritte an eines seiner schönsten Sonette aus den „Furori heroici“ erinnert:

„Der Schmetterling, der fliegt nach schöner Helle,
Weiß nicht, daß ihn verzehrt der Flamme Licht:
Ergreift den Hirsch Verlangen nach der Quelle,
Geht er zum Bach und ahnt den Bogen nicht:
Zum keuschen Schoße eilt das Einhorn schnelle
Und sieht nicht, daß sich längst ein Netz ihm flicht.
Ich weiß es wohl, daß mich die Flamme tötet,
Und liebe doch das Licht; die kühle Letze
Des Bachs, der bald von meinem Blut sich rötet;
Ich kenne die verräterischen Netze,
Ich kenne sie, ich weiß, daß sie mich fangen,
Verachte sie aus heißem Glückverlangen.
Die Flammen sind so schön, die mich verzehren,
Die Pfeile göttlich, welche mich verwunden,
Wie kann ich mich von einem Wahn bekehren,
Mit dem verwebt mein Wünschen und verbunden?
Die Flammen sind mein Herz, in mir die Pfeile,
Die Schlingen, welchen nimmer ich enteile.“

Aber das Netz zog sich langsam zu. Wenn es wahr ist, — was einige Biographen Brunos argwöhnen, da Mocenigo schon früher als Savio del heresia, als weltlicher Beisitzer, im Ketzergericht zu Venedig fungiert hatte, — daß derselbe als bewußtes Werkzeug der Kirche die Fänge nach dem edlen Wild ausstreckte, so hat es ihm entweder Vergnügen gemacht, ihn noch eine Zeitlang in den unsichtbaren Banden sich scheinfrei bewegen zu sehen oder hat er gehofft, durch einen längeren unbefangenen Verkehr besonders belastende Beweismittel gegen ihn zu erlangen. Es scheint, daß die abergläubische Ignoranz sich Brunos umfassende Wissenschaft und staunenswerte Geistesenergie nur durch einen faustischen Bund mit dem Teufel erklären

zu können glaubte und daß man hoffte, dieser Teufelskunst durch einen intimeren Verkehr auf die Spur zu kommen. Hatte doch König Heinrich III. an Bruno offen die Frage gestellt, ob seine Kenntnisse und Geistestiefe nicht etwa auf Magie beruhten Mocenigo wenigstens zeigte sich sehr wenig befriedigt, als ihm Bruno die einfachen Prinzipien seiner unter der irreführenden Flagge der „Lullischen Kunst“ segelnden dialektischen Methode und Gedächtniskunst erläutert hatte. Stets drang er darauf, weiter in die tieferen Geheimnisse dieser Kunst eingeführt zu werden.

Bruno hatte anfangs in Venedig eine Mietswohnung bezogen; seinen Aufenthalt daselbst sogar durch längere Abwesenheit in der benachbarten Universität Padua, wo er deutschen Studenten Vorlesungen hielt, unterbrochen.

An einen dieser Studenten, einem Bayern Michael Forgatz, schreibt am 12. Februar 1592, Acidalius, ein Helmstädter Verehrer Brunos: „Ich muß Dich nach einem fragen, man erzählt, daß der Nolaner Bruno, Dein Freund in Wittenberg, jetzt in Padua lebe und lehre. Ist das wirklich wahr? Was ist das für ein Mensch, nach Italien zurückzukehren?! —“

Nach der Rückkehr von Padua vermochte es Mocenigo schließlich, sein Vertrauen soweit zu gewinnen, daß er ganz zu ihm ins Haus zog. Jetzt allmählich kehrte der Verräter, der

sein ganzes Verfahren nach den Anordnungen seines Beichtvaters richtete, sein wahres Antlitz hervor, und Bruno scheint besorgt geworden zu sein, als jener immer zudringlicher forderte, er solle ihn nun endlich in die tieferen Geheimnisse seines Wissens einweihen, und alle seine Beteuerungen, daß sein Wissen nur auf den natürlichen Grundsätzen der Vernunft beruhe und mit jenen okkultistischen Richtungen, nach denen des Nobile unkeuscher Sinn lüstern sein mochte, nichts zu schaffen habe, in den Wind gesprochen zu sein schienen, erklärte Bruno endlich, nach Frankfurt zurückkehren zu wollen. Da ließ jener unbestimmte Drohungen fallen, er werde ihn zu halten wissen. Bruno aber packte noch am Abend dieses Tages seine Kleidungsstücke, Bücher und Manuskripte, um sie nach Frankfurt aufzugeben, und legte sich, wie es scheint, noch immer ahnungslos zu Bett. Da dröhnen laute Schläge an seiner Kammerthür. Er öffnet. Vor ihm steht sein Judas Ischarioth mit seinem Diener Bartolus und einem Halbdutzend robuster Gestalten, wie Bruno zu erkennen glaubt, Gondelknechten vom Kanal. Ehe ein Sprung aus dem Fenster ihn retten kann, ist er geknebelt und gefesselt und wird zunächst in einer Dachkammer untergebracht. Mocenigo aber sendet seine Denunziation an den hochwürdigen Vater Inquisitor zu Venedig ab. Aus derselben ist,

abgesehen von dem Vorwurf der uns bekannten Ketzereien Brunos, die freilich hier in einer das äußerst niedrige geistige und moralische Niveau des vierunddreißigjährigen Edelmannes bezeichnenden Entstellung angegeben werden, — einmal soll Bruno z. B. Christus und die Apostel Betrüger genannt, ein andermal soll er der katholischen Kirche vorgeworfen haben, daß sie die reine Lehre Christi und der Apostel verfälscht und entstellt habe, daß sie vom wahren Christentum nicht die Spur mehr habe, und dergleichen mit Verdächtigungen gemeinster Art gemischten Widersprüchen, nur der Schlußsatz hervorzuheben, in dem er das späte Eintreffen seiner Denunziation und die lange Freiheit, die er Bruno vergönnt habe, damit begründet, er habe noch möglichst viel aus ihm herauslocken wollen, sowohl um auf seine Kosten zu kommen, als auch um der Inquisition dienlicher zu sein. „Er war mir ja sicher, denn ohne daß ich es bemerkte, konnte er seiner Sachen wegen kaum abreisen, und ich hatte mich von vornherein versichert, ihn dem heiligen Amte überliefern zu können.“

Auffällig ist auch, daß als die ersten Zeugen für Brunos Ketzerei die Buchhändler Ciotto und Bertano von ihm genannt werden.

Wahrlich, der plumpe Wolf hatte die Klugheit des Fuchses und der arglose Weise die Thorheit eines Knaben an den Tag gelegt.

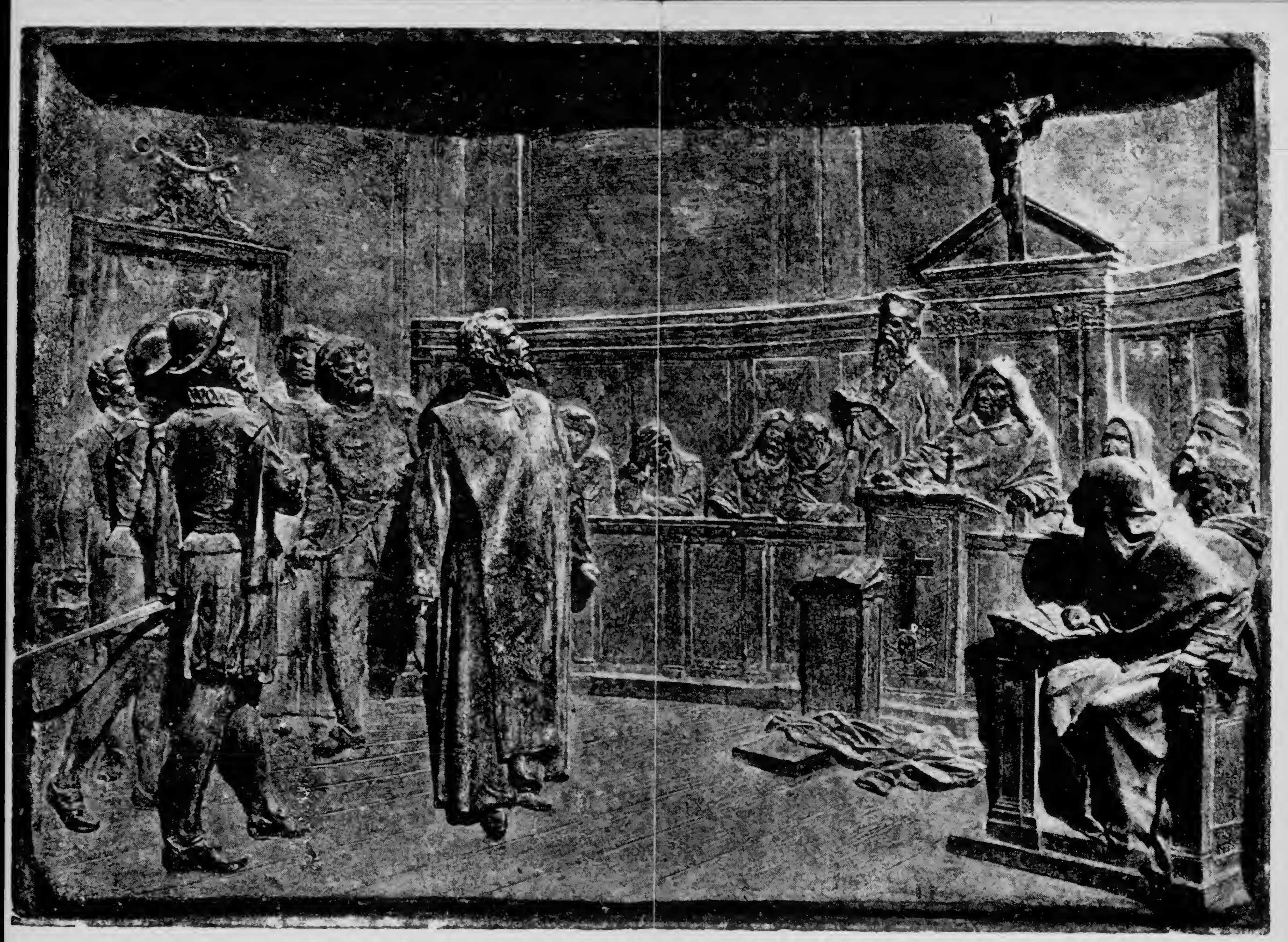
Über das erste Stadium des nun beginnenden achtjährigen Kreuzeswegs dieses Märtyrers der Wissenschaft geben uns die veröffentlichten Akten des venetianischen Archivs genaue Auskunft.

Bruno wird in das schreckliche Staatsgefängnis unter den Bleidächern abgeführt. Die bis zur Auslieferungsverfügung nach Rom vollständigen Untersuchungsakten enthalten die Vernehmung der Zeugen Mocenigo, Ciotto, Bertano und einiger anderer Personen, die in oberflächliche Berührung mit Bruno gekommen waren, und die wiederholte Vernehmung Brunos selbst.

Bruno versuchte sich zunächst mit der innerhalb der katholischen Kirche vordem vielfach zugelassenen Einrede einer zwiefachen Wahrheit, der philosophischen und theologischen, zu verteidigen, auch einem Pomponatius hatte man ja sogar die Leugnung der Unsterblichkeit der Seele mit philosophischen Gründen nachgesehen, da er ausdrücklich erklärte, dem kirchlichen G l a u b e n, der eine andere und höhere Wahrheitsquelle sei, nicht nahe treten zu wollen. So erklärte auch Bruno, er habe nur als Philosoph gelehrt und gewirkt und es habe ihm stets fern gelegen, auf das ganz andere selbständige Gebiet der Theologie überzugreifen. So sehr ihm dieses sogenannte System der doppelten Buchführung innerlich widerstreben mochte, wer wird es ihm verargen, daß er im

Kampfe für Leben und Freiheit nicht gleich den Schild fallen ließ, den ihm eine vielfach geübte kirchliche Observanz darbot. Zwar war diese Lehre schon 1512 auf dem Lateran-Konzil verworfen worden, aber Rom selbst hatte sich an diesen Konzilienbeschluß nicht immer gehalten. In der Hoffnung, daß man auch ihm das gestatten werde, was so manchem kirchlichen Würdenträger, — haben doch philosophische Atheisten schon auf dem Stuhle Petri gesessen, — vergönnt gewesen, entwickelte er dann seine philosophische Lehre mit einer Offenheit, als stünde er auf dem Katheder und nicht vor dem Richterstuhl der Inquisition.

„Er lehre ein unendliches Universum, weil er es der göttlichen Güte und Allmacht unwürdig erachte, zu glauben, daß sie eine endliche Welt geschaffen habe, da sie doch Welten ohne Zahl hervorbringen konnte. In dieses Universum setze er eine allgemeine Vorsehung, kraft welcher jedes Ding lebt, wächst und in seiner Vollkommenheit besteht, und zwar denke er sich dieselbe auf doppelte Art, einmal so wie die Seele im Körper gegenwärtig sei, was er Natur, Schatten und Spur der Gottheit nenne, dann aber in der unaussprechlichen Weise, in welcher Gott zugleich in allem und über allem ist. Unter dem heiligen Geiste habe er als Philosoph in Übereinstimmung mit Salomo die Weltseele verstanden. Aus diesem Geiste, diesem Allleben fließe jedem belebten und be-



Bruno vor dem Inquisitionsgericht. (Relief des Bruno=Denkm als in Rom.)

seelten Wesen das Leben und die Seele zu. Die Seele sei unsterblich und wie der Körper in seinen letzten Atomen unvergänglich. Der Tod sei Trennung und Wiederbelebung. Und so sei das Wort des Predigers zu verstehen: ‚Nichts neues unter der Sonne!‘“

Daneben giebt er zu, im kirchlichen Glauben manchmal bezüglich des einen oder anderen Dogmas, z. B. der Gottessohnschaft Christi schwankend gewesen zu sein, aber er unterwirft sich hinsichtlich dieser über der Philosophie liegenden Wahrheiten der Autorität der Kirche.

Allein er hatte sich geirrt, wenn er gehofft hat, mit dieser Ausrede und diesem formellen Bekenntnis sich die Freiheit wieder zu erwerben. Nicht die Republik Venedig, nicht der mit juristischer Gesetzlichkeit zu sättigende Löwe von San Marco, — ein geistlicher Tyrann, der die Gedanken und Empfindungen, nicht bloß die äußeren Handlungen sich unterworfen wissen wollte, der Stellvertreter des Herrgotts, der Herz und Nieren prüfen zu müssen glaubte, stand hinter seinen Richtern.

Bruno ahnte bald, was man von ihm verlangte, und mit Schaudern fühlte er, daß er das nicht leisten konnte. Dennoch, — er stand erst im Beginn des kräftigsten Mannesalters —, wie manches Unvollendete schlummerte noch in seinem Geiste, wie viele Ideen rangen noch in ihm nach Gestaltung, nach Ausdruck? Alles, was er bis dahin geschrieben, schienen ihm nur

unbestimmte Vorspiele, Ouverturen zu vollkommeneren Werken zu sein, zu Werken, die ewige Schätze für die Nachwelt bilden sollten! Wirken und Leben war ihm ein und dasselbe, — und nun, eben herangereift zur höchsten Schaffenskraft, sollte er verzichten, sollte er sterben? Mit ins Grab nehmen alle diese köstlichen Schätze, mit denen sein Genius die Menschheit beglücken wollte? Sollte es ihm nicht gelingen, seine Richter zu erweichen, um ihnen zu entweichen?

Da kamen auch ihm die furchtbaren Stunden, die keinem Menschen erspart bleiben, der solche Anfechtungen überstehen soll. Sokrates freilich, der den Giftbecher trank, ohne solche Anfechtung überstanden zu haben, war ein Greis von siebzig Jahren, allein Christus und Bruno, der, wenn auch nicht ein qualvolleres, so doch ein länger währendes Martyrium anzutreten hatte als Christus, standen beide in der vollen Blüte des Lebens; darum hatten beide, weil sie Menschen waren, ihr Gethsemane, wo sie beteten, daß dieser Kelch an ihnen vorübergehe.

Ja, Bruno — wir dürfen dies mit Rücksicht auf sein Ende ohne Bedauern, vielmehr im Gefühl, daß er uns dadurch menschlich näher gerückt wird, daß sein Heroismus ein menschlicher, ein selbst erkämpfter Heroismus, nicht aber Gefühlsstumpfheit gewesen ist, mitteilen, — hatte eine solche Stunde sogar vor seinen Richtern In einer solchen geschah es, daß der körperlich und geistig gemarterte Mann sich

vor der triumphierenden Bestie auf die Kniee warf und weinend erklärte, er wolle versuchen, seine Irrtümer zu erkennen, er wolle versuchen zu bereuen, ja er bereue alles, was er gegen die heilige Mutterkirche geschrieben habe.

Aber vergebens. Schon lag die Barke im Hafen von Venedig, die der Papst, der seine Auslieferung verlangte, gesandt hatte, um ihn holen zu lassen. Nach längerem Hin- und Herverhandeln über dieses der venetianischen Souveränetät und dem Völkerrecht zuwiderlaufende Verlangen, beschloß der hohe Rat, dem Papst einen Gefallen zu erweisen. Am 7. Januar 1593 ward die Auslieferung dieses, wie der Beschluß sich ausdrückt, der Ketzerei im schwersten Grade verfallenen Mannes beschlossen, der übrigens „einer der ausgezeichnetsten Geister sei, die man sich denken könne, von auserlesener Gelehrsamkeit und umfassendem Wissen“.

Und Seine Heiligkeit bedankte sich in verbindlichsten Worten beim Gesandten der Republik „über diese ihm höchst wohlgefällige Sache“, die Auslieferung „dieses Fürsten der Ketzer.“

Bruno im Gefängnis zu Rom, 1593—1600. Seine Verbrennung 17. Februar 1600.

Ein Dichter ist oft ein Seher. In Brunos gefühlvollen Gedankendichtungen findet sich manche Stelle, die einer bewußten Vorahnung seines kommenden Geschickes gleichsieht; so hatte er vor Jahren in seinen „Heroici furori“ geschrieben:

„Schöner Knabe löste sein Schiffchen vom Strand,
Mit ungewandter Hand
Ergriff er das schwache Ruder aus Lust zum Meere,
Da, ein jäher Blick, und er hat sein Unheil erkannt.
Denn die verräterisch-tödlichen Wellen
Werden im Umschwung den Kahn ihm zerschellen,
Bang verstummte sein Mut
Vor der bedräuenden, stolz-feindseligen Flut.
Laß die Ruder dem starken Besieger und wehre
Dem Ende nicht;
Stilleren Sinnes erwarte den Tod,
Er schließt Dir die Augen, daß sie ihn nicht erblicken, —
In höchster Not
Kann denn nichts mehr Dich retten oder erquicken?
Strebtest zu kühn und stolz: Das ist nun Dein Lohn? —
Wär' ich doch dem gleichen Geschicke entflohn!
Wie dürfte mein Denken und Sinnen noch einstens beglücken —!
Des Dämons Tücken,
Der mich verführt hat, empfinde ich schon.“ *)

*) Nach Dr. v. Stein's Übersetzung in „die Bedeutung des dichterischen Elements bei Bruno“, Halle a. S. 1881.

Diese Verse mochten ihm durch den Sinn gehen, als er, ein Tell des freien Gedankens, mit Ketten belastet in der Barke lag, die ihn von Venedig nach Ankona brachte, um von dort in einen Kerker transportiert zu werden, aus dem ihn nur der Flammentod befreien sollte.

„Stilleren Sinnes erwarte den Tod.“

In Venedig hatte der Philosoph sich noch nicht als Held erwiesen; sein Heldentum aber entwickelte sich und wuchs zu erhabener Größe heran in der nunmehr beginnenden siebenjährigen Gefangenschaft zu Rom.

Die Kirche hat die Akten über dieses längste Stadium des Prozesses, wie es scheint nebst den Gedankenschätzen, die ihr mit Brunos Manuskripten in die Hände fielen, vernichtet oder verheimlicht sie noch, da sie sich keine Ehre mit deren Veröffentlichung einzulegen glaubt, auch jetzt, nachdem ihr mißlungen ist, was so lange ihr Wunsch war, das Andenken Brunos ganz zu vertilgen und selbst seine Existenz für eine „protestantische Mythe“ zu erklären.

Aber aus den wenigen Dokumenten, welche die eifrige Forschung über seinen Tod und seine Verurteilung zu Tag gefördert hat, können wir genug entnehmen, um ein anschauliches Gesamtbild von der übrigens für den Märtyrer selbst nur mit der Höllenpein der Monotonie

ausgefüllten siebenjährigen Kerkerzeit zu gewinnen.

Der Kirche war offenbar an einem solchen äußerlichen und formellen Widerruf wie Bruno ihn vor der Inquisition zu Venedig geleistet hatte, wenig gelegen. Diesen mächtigsten aller Geister, die in Opposition zu ihrem Geist und Wesen standen, wollte sie entweder brechen oder beugen, bis er jenem Campanella gleich, bei dem es ihr wenige Jahrzehnte später gelang, sich in ihren Dienst stelle, — oder vernichten. Daher arbeitete sie sieben volle Jahre daran, ihn zu „bekehren", zu bekehren, mit all den Mitteln, die sie für zweckmäßig hält, „um die, so in Finsternis wandeln, zum Lichte, die, welche vom rechten Wege abgeirrt, zum Pfade des ewigen Lebens zurückzuführen". Das Mittel war die äußerliche und die geistige Folter. Gewiß ist die äußerliche Folter in nicht geringerem Grade an Bruno versucht worden, als sie Jahrzehnte später an Campanella*) ausgeübt wurde, der darüber mit folgenden Worten berichtet:

„Als die Dumpfheit des Kerkers, wo er Ratten und Gewürm zu Gespielen hatte, die

*) Campanella, pantheistischer Dichter und Philosoph, Landsmann Brunos, geb. 1568, gest. 1639, brachte die Zeit von 1599 bis 1626 in den Gefängnissen der spanischen Inquisition zu, bis er schließlich moralisch gebrochen zu Kreuze kroch und in den Dienst der Kurie trat, sogar eine Lobschrift auf den Papst verfaßte.

Last der Ketten, die ihn drückte, das Fasten, das ihn schwächte, nicht ausreichte, da meinten die Priester mit stärkeren Mitteln vorschreiten zu müssen: sie reckten ihm durch angespannte Stricke die Glieder auseinander, sie steckten ihn in den Fußblock, sie schlugen ihn mit Ruten,



Medaillon des Campanella.

sie brannten ihn mit glühenden Blechen. Vergebens. Da kamen sie denn zum Gipfel der Grausamkeit, welche die Gesetze gestatten, banden ihm die Hände auf den Rücken, zogen ihn an einem Seil in die Höhe und schnellten plötzlich sein Gesäß auf einen scharfkantigen Balken

herab, damit sie durch das Zerfleischen seiner Glieder die bewunderungswürdige Stärke seines Geistes brechen, damit sie, die dem Mund und der Zunge des Unschuldigen ein Geständnis nicht entpressen konnten, solches den Lippen der Wunden entreißen möchten."

Aber in Bruno war die Liebe zu Gott, welcher nach seiner Lehre die Wahrheit selbst und nichts als die Wahrheit ist, so mächtig geworden, daß er jene vollkommenste Seelenkonzentration an sich bethätigen konnte, die er in seiner Schrift „Über die vielseitige Kontraktion der Seelenkraft" mit folgenden Worten schildert:

„Jenes aber ist die löblichste und einem Philosophen allein geziemende Seelenkontraktion, durch welche sich Anaxarchus, als er die blutigen Streiche erlitt, in den Stand setzte, den Tyrannen Neokreon mehr zu peinigen, als er selber gepeinigt wurde, vermöge welcher auch Polemon unter den Bissen rasender Hunde nicht einmal erblaßt sein soll, und welche einen Laurentius befähigte, vom glühenden Rost aus, wie von einem rosigen Lager, seiner Feinde männlich zu spotten. Denn wie? Bringt uns nicht jede hocherregte Freude, Furcht oder Hoffnung, jedes Vertrauen oder jede Entrüstung und jede Verachtung einer Sache über einen gegenwärtigen Schmerz hinweg? Offenbar ist dies aber erst die wahre Anwendung einer

vollendeten Philosophie, wenn einer durch die Höhe der Spekulation so sehr über alle körperlichen Affekte erhoben wird, daß er überhaupt keinen Schmerz mehr fühlt. Denn wir glauben, daß dessen Tugend größer ist, der so weit gekommen ist, daß er den Schmerz nicht mehr fühlt als die Tugend dessen, der dem Schmerz Widerstand leistet. Denn den erachtet auch Epikur noch nicht für in Wahrheit tugendhaft, der die Empfindung eines ihm widerstrebenden Mangels überhaupt noch zuläßt. Wen aber die Anschauung eines anderen erhabenen Gegenstandes nicht mehr erregt, der wird die Angst des Todes nicht kennen.

Es hat Männer gegeben, die, weil sie vor allem von der Liebe zum Willen Gottes getrieben wurden, an den sie unerschütterlich fest glaubten, sich durch keine Drohungen und keinen sie von anderer Seite bedrohenden Schreck ins Wanken bringen ließen. Und darf man das schon eine innige Liebe zur Tugend nennen, die nicht einmal der Furcht vor einem zeitlichen Dinge Widerstand leisten kann? Ich bin geneigt, zu glauben, daß der, welcher sich noch vor körperlichen Übeln fürchtet, niemals etwas Göttliches gekostet; denn der wahrhaft Weise und Tugendhafte fühlt den Schmerz nicht mehr und ist vollkommen glücklich, soweit die Lage des gegenwärtigen Lebens dies überhaupt zuläßt, und wenn man seine Lage nur mit dem Auge der Vernunft betrachtet."

Vor heißer Sehnsucht sterbend, muß ich leben,
Wie zwischen Höll' und Himmel muß ich schweben,
Wünsche und Zweifel, beide zu Hauf.

Ich sehe mich im Umschwung zweier Speichen,
Die zackig scharf gerändert sich erreichen,
Die eine zur Tiefe, die and're hinauf.

Ixions Qualen hab' ich da empfunden,
Dieselben Zähne, welche mich verwunden,
Spornen des Rades nicht endenden Lauf.

Doch wüßt' ich nie die Liebe anzuklagen,
Wie könnt' ich ohne sie denn selig sein!
Nie will ich ihrem Dienste mich versagen,
Schafft' sie mir schon die thränenvollste Pein.

In Wolkendüster und in hellen Tagen,
So einzig sie, wie ich ihr treu allein —
Wie drohte je ein Wechsel unserm Bunde,
Er überdauert selbst die Todesstunde.

Und meine Seele kennt kein ander Leben,
Zur Wonne sie den Jammer sich ersah,
Sie liebt die Thränen, die den Tod ihr geben,
Nur was mein Wesen wählte, das geschah.*)

(Bruno, „Heroici furori".)

Noch mehr mußte die geistige Tortur, mußten die immer aufs neue gemachten Versuche, ihn zu widerlegen und seine Überzeugung umzustimmen, ihren Zweck verfehlen. Hier hatte sich die Inquisition auf ein allzu un-

*) Aus Dr. v. Stein's Habilitationsschrift „die Bedeutung des dichterischen Elements bei Bruno". Halle a. S. 1881.

gleiches Gebiet gewagt, in den Kampf gegen die Wahrheit selber, die beschlossen hatte, einen Bruno zu ihrem erhabensten Blutzeugen zu erheben.

„Die hervorragendsten Theologen," so meldet der deutsche Katholik Schoppe*) in seinem schmach-voll-höhnischen Bericht über Brunos Verurteilung, „haben ihn oftmals widerlegt und zum Widerruf seiner Ketzereien aufgefordert". Zu diesen hervorragendsten Theologen zählte vor allem der Kardinal San Severina, der in seiner Selbstbiographie die Pariser Bluthochzeit einen herrlichen und den Katholiken überaus angenehmen Tag nannte; ferner der Jesuit Robert Bellarmin, in dem sich überhaupt zwanzig Jahre hindurch die Opposition der Kurie gegen die Wissenschaft verkörperte.

Als jene endlich einsahen, daß sie diese gewaltige Geisteskraft nimmer gewinnen, ihren Namen, ihre Gelehrsamkeit, ihre Feder dem kirchlichen Glaubenssysteme nimmermehr dienstbar machen könnten, beschloß man, sie zu vernichten und leitete das Schlußverfahren ein. Am 21. Dezember 1599 wurde er vor dem versammelten Inquisitionsgericht verhört. — Ruhig weist er alle Anklagen zurück, behauptet, daß er sich keiner Irrlehren bewußt sei, daß er die Wahrheit aber nicht verleugnen

*) Er war vom lutherischen Glauben zum Katholicismus übergetreten, ein Gelehrter der Philologie.

könne und daher auch um keine Gnade bitten wolle. „Er dürfe, er wolle nichts widerrufen, habe keinen Anlaß zum Widerruf und wisse gar nicht, was er zu widerrufen hätte.“ — Am 20. Januar 1600 legte dann Bellarmin der „Kongregation des heiligen Offiziums der römischen und allgemeinen Inquisition“ folgende acht häretischen Sätze vor, derentwegen Bruno des Feuertodes schuldig sei: Er glaube nicht

1. an das „Fleischgewordensein des Worts“,
2. an die unbefleckte Empfängnis Mariä,
3. an die Verwandlung des Brots in Fleisch und Blut beim Abendmahl,
4. und 5. an die Dreieinigkeit und an den heiligen Geist,
6. an die buchstäbliche Wahrheit der heiligen Schrift.
7. Er verwerfe die Anbetung der Heiligen.
8. Er lehre die Bewegung der Erde und eine Mehrzahl bewohnter Weltkörper.

Am 20. Januar 1600 vereinigte sich dann aufs neue der heilige Gerichtshof; der General des Dominikaner-Ordens referiert, daß Bruno bei seiner Halsstarrigkeit im Ketzertum verharre und sich weigere, seine Lehren abzuschwören. Die Akten des Prozesses werden dann mit dem Gutachten des Gerichtshofes dem „heiligen Vater“ selbst vorgelegt, und dieser verfügte, daß man den verstockten Ketzer „dem weltlichen Arm“ übergeben soll. Der Papst selbst hatte damals in Rom noch sowohl einen weltlichen,

wie einen geistlichen Arm; Kaiphas brauchte also nicht erst einen Pilatus zu bestechen.

In sein „heiliges Arsenal“ schrieb der Kardinal Masini, daß „der verstockte Ketzer dem weltlichen Arm nicht nur zur Hinrichtung, sondern „um lebendig verbrannt zu werden“ übergeben werden muß“. Und Farinacci fügt hinzu: „Es muß ihm zuvor die Zunge ausgerissen werden“.

Am 9. Februar 1600 wird Bruno aus seinem Kerker nach dem Kloster Santa Maria della Minerva geführt, um dort sein Todesurteil verkündigen zu hören.

Mit allem kirchlichen und staatlichen Pomp hatten sich hier versammelt die Mitglieder der Congregatio, die Kommissäre, die Räte, die Doktoren, die Theologen und die weltlichen Beamten. Knieend mußte er es anhören, wie er zunächst degradiert und exkommuniziert und dann der weltlichen Obrigkeit, dem anderen Arme des Papstes, übergeben wurde mit der, den Geist christlicher Heuchelei einzig kennzeichnenden, für die Urteilsformel zum Feuertode vorgeschriebenen Formel: „Ut quam clementisse et citra sanguinis effusionem puniretur“ („daß er so gelind als möglich und ohne Blutvergießen bestraft werde“).

Mit ruhiger und nachdenklicher Miene, ohne das geringste Zeichen innerer Erregung hatte er zugehört; als aber die Verlesung beendet war, erhob er sich stolz und sprach nun

mit lauter Stimme die der Menschheit unvergeßlichen lateinischen Worte:

„Majori forsan cum timore sententiam in me fertis quam ego accipiam!“

(„Mit größerer Furcht wohl verkündet Ihr dieses Urteil, als ich es hinnehme!“)

Die Weltgeschichte hat diese Worte registriert und ihn als einen Überwinder im ruhmreichsten Sinne geadelt.

Aber noch mußte die Feuerprobe selbst bestanden werden. In kirchlichen Darstellungen des „Leidens unseres Herrn Jesu Christi“ kann man die Schmerzen des Kreuzestodes anschaulich beschrieben finden, und gewiß er war trotz Speerstich oder Beinbruch ein furchtbarer. Aber man lasse sich einmal von einem Physiologen, der im Interesse der Wissenschaft den Prozeß des Verbrennungstodes an Tieren studiert hat, — die Kirche schreit Verdammnis über solche auch von uns nicht entschuldigte Grausamkeit, — die Qualen desjenigen Todes beschreiben, den die Kirche, die „nach Blut nicht dürstet“, an den Ketzern vollzog, und er wird zunächst eine schreckliche Schilderung liefern von der Ausdörrung und Verkohlung der äußeren Gewebe mit ihren Nerven und Adern, die dann wie eine vom Leben abgelöste Schale das innere Leben nochmals von der direkten

Flammenglut abschließt und die Zuckungen und Qualen des Opfers verlängert, bis der gesamte Schmerz den höchsten Grad erreicht, dessen menschliches Empfindungsvermögen fähig ist.

Diese Feuerprobe der Wahrheit mußte noch bestanden werden. Bruno bereitete sich mit Ruhe auf sie vor in den acht Tagen Bedenkzeit, die ihm noch verstattet wurden, um sich durch einen Widerruf wenigstens eine mildere Todesart oder vielleicht gar das Leben zu erkaufen. Als der Tag der Hinrichtung gekommen war, erklärte er: „er sterbe als Märtyrer und gehe gern in den Tod, und seine Seele werde aus dem Funkengesprüh des Scheiterhaufens zum Paradiese emporsteigen“.

Der 17. Februar 1600 war gekommen.

In der römischen Kampagna blühte und duftete der italienische Frühling, Lerchen jubelten im blauen Äther, in Myrten- und Lorbeerbüschen, in Fuchsien- und Rosenhecken schlug die Nachtigall. In der ewigen Stadt selbst verkündeten Kirchenfahnen und Glockenklang eine hohe Festlichkeit. Papst Klemens VIII. feierte sein Jubiläum. Könige und Fürsten waren anwesend, um dem Stellvertreter Christi ihre Huldigungen und Geschenke darzubringen, eine Unzahl von Pilgern aus aller Herren Länder erlangte kaum ein Obdach und mit Mühe ihr höchstes Ideal, den päpstlichen Pantoffel zu

küssen. Wahrlich, die alleinseligmachende Kirche zeigte sich der seit nun einem Jahrhundert gegen sie anringenden Reformation Luthers zum Hohn in einer Pracht und Herrlichkeit, wie nie zuvor. Und auf den heutigen Tag hatte der heilige Vater für seine Schäflein eine ganz besondere Augenweide anberaumt, ein Autodafé. Laßt uns durch Schillers klassische Feder beschreiben, was das war.

„Die Vermessenheit der Urteilssprüche der heiligen Inquisition konnte nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckte. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den teilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rote Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurteilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen, ihm gilt die Erlösung nicht



Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen (Relief des Bruno-Denkmals in Rom.)

mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen. Und alsdann sind selbst Könige zugegen; sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigeren Stuhle als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunal nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt?"

Ein solches Autodafé ward an diesem Tage bereitet. Hunderttausende drängten sich zum Campo dei fiori und zu der Straße, um wenigstens, da der Platz nicht alle fassen kann, den Zug zu sehen und den Ketzer selbst, ja diesen Fürsten der Ketzer.

„Die Küchenschlampe steckt
Den besten Fetzen an den Hals und klettert
Auf die Mauer, ihn zu begucken. Gestopft sind Buden,
Erker, Fenster, Giebel und Dach von allerlei Gestalt beritten,
Und jede gleich auf ihn gespannt. Der Flamen selbst,
Nicht leicht sonst sichtbar, drängt durchs Volksgewühl sich
Mit Püffen auf des Pöbels Platz. Die Dame
Im Schleier selbst — — — —.“

Warum auch nicht? Es ist ja ein Ketzer, den man brennen sieht! ja, und ein Fürst der Ketzer!

Ja, seht ihn selbst, die schlanke Gestalt, mit diesem blassen, von Kerkerluft und Gedanken gefurchten Antlitz, dem kastanienbraunen Lippenbart, der griechischen Nase, den großen, glanzvollen Augen, der Stirn, hinter welcher die größten und edelsten Menschheitsgedanken wohnen, wie er gelassenen, wahrhaft fürstlichen Schrittes dahinschreitet mit der klirrenden Fessel an Arm und Fuß — erscheint er Euch nicht, obwohl nur von mittlerer Größe, als der Größte unter allen! — Von dieser Stirne perlt kein Angstschweiß, ein Zug, gemischt aus Mitleid nur und namenloser Verachtung, spielt um diese einst so beredten Lippen. Das Ziel ist erreicht; — ein schrecklicher Moment ist noch am Fuße der Leiter, die am Scheiterhaufen lehnt, zu bestehen — mit einer Zange reißt ihm der Henker die Zunge aus! — — — — — Die Leiter wird bestiegen, mit den Ketten schließen ihn die Henker an den Pfahl, — jetzt senken

sich die Fackeln an des Holzstoßes Basis, höher und höher prasseln die gierigen Flammen, Schlangen, die den Laokoon zerfleischen wollen, dessen Gedankenspeer den hohlen Bauch des von Menschenhänden gezimmerten Kolosses der alleinseligmachenden Kirche getroffen und die Dardaner erschreckt hatte, die sich vor ihm verborgen wähnten. Nun sengen sie das schimpfliche Gewand, den Sanbenito, und empört, eine papierne Narrenkappe auf dem Haupte des Weisen zu finden, lassen sie die Karoza in der Luft verflackern: seht jetzt die freie Stirn des Titanen und das am Marterpfahl üppig wallende Haupthaar: doch, wehe, nun sengen sie auch dieses und braten den nackten Leib, daß Blase an Blase sich weißlich zieht — — genug des Anblicks. Aber sieh, da hält ihm, aufwärts durch Rauch und Flammen, vor das schmerzzuckende Antlitz, vor die im beizenden Qualm und Feuersglut blinzenden Augen ein metallenes Kruzifix, das Abbild des Gottes, dem dieses Brandopfer gilt, ein „Miserere“ singender Priester der Liebe. Genug des Hohns! Mit trotziger Verachtung wendet der Märyrer sein Haupt zur Seite — und aufwärts, aufwärts zu seinem Gotte, der aus lichtem Frühlingsblau herniederschaut allüberall, richten sich seine Verklärung strahlenden Augen. Was mögen diese Lippen jetzt so leise murmeln? Ein Gebet? — Vielleicht das Sonett, das sie vor Jahren schon gesungen:

„Der schönen Sehnsucht breit' ich aus die Schwingen,
Je höher mich der Lüfte Hauche heben,
So freier soll der stolze Flügel schweben,
Die Welt verachtend, himmelwärts zu dringen.

Und mögt Ihr mich dem Ikarus vergleichen,
Nur höher noch entfalt' ich mein Gefieder.
Wohl ahnt' ich selbst, einst stürz' ich tot darnieder,
Welch' Leben doch kann meinen Tod erreichen?

Und fragt mich auch das Herz einmal mit Zagen:
Wohin, Verwegner, fliegst Du? Wehe, wehe
Die Buße folgt auf allzukühnes Wagen.

Den Sturz nicht fürchte, ruf' ich aus der Höhe,
Auf durchs Gewölk empor! Und stirb zufrieden,
Ward Dir ein ruhmreich-edler Tod beschieden!"

Alles Irdische, es geht vorüber, die Zeit fließt, nur die Wahrheit ist stetig, auch die sieben Kerkerjahre sind verflossen, — auch sieben Minuten voll höchster Qual — der Pfahl sinkt um — eine kohlende, funkensprühende Masse — die stärker aufflackernde Lohe verkündet's:

„Es ist vollbracht!"

Noch war der Scheiterhaufen nicht verglommen, noch sangen die Totenbrüder ihre Litanei, — so erzählen einige Biographen Brunos —, da erbebte die Erde und ein rollendes Donnern entdröhnte dem Boden. Der ferne Vesuv begann einen Ausbruch und dessen Wirkungen spürte Nola und Rom. Viele Häuser begannen zu wanken, fallende Trümmer beschädigten die auf den Straßen gedrängte

Menge. Der Pöbel, von plötzlichem Entsetzen gefaßt, an ein Strafgericht Gottes glaubend, drängte sich mit wüstem Geschrei hierhin und dorthin, viele erstickten im Gedränge.

Auf der Piazza Farnese standen zahlreiche Ochsen, bestimmt zur Ernährung der frommen Pilger, welche die Stadt füllten; von der Erderschütterung erschreckt, rissen sie sich los und rannten rasend bis zum Platze der Hinrichtung. Da war kein Halten mehr, in wenig Minuten war der Platz leer, und nur die Toten und Verwundeten lagen noch in der Nähe des Aschenhaufens.

So wiederholte sich hier ähnliches wie bei der Ermordung Cäsars, wie bei der Kreuzigung Christi.

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde."

„Getötet habt Ihr, Dardaner, die reine und schuldlose Nachtigall der Musen, den besten der Hellenen!"

Aber diese Dardaner, die Bruno getötet, waren keine Athener. Sie bereuten es nicht nach drei Tagen; sie bereuen es nicht nach drei Jahrhunderten. Nachdem sie vergeblich versucht haben, die schon gedruckten Werke des Blutzeugen der Wissenschaft durch ihren „Index verbotener Bücher" zu vernichten, ja das Andenken desselben auszutilgen und seine Existenz in Abrede zu stellen, wie sie alsdann, nachdem es ihnen nicht gelungen, wenigstens versuchten,

seine Hinrichtung zu leugnen, machen sie diese Unthat für immer zu der ihrigen, indem sie sie billigen, auch jetzt noch, — und das Denkmal zu besudeln versuchen, das den Platz entsühnen soll, wo der Scheiterhaufen verglimmte.

Und fürwahr, ein Athener ist auch nicht der deutsche Reichstagsabgeordnete Lieber, der als Wortführer der ultramontanen Partei im Protest gegen dieses Denkmal die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes fordernd, einen Bruno genannt hat — „Schwein und Esel“ zugleich.

„Der Tod in einem Jahrhundert macht lebendig für alle übrigen,“ und „Einst werden alle sehen, was Du, o Nolaner, jetzt allein siehst!“ hat Bruno in Helmstädt geschrieben.

Sein Glaube an die sittliche Weltordnung hat sich bewährt. Unser Jahrhundert beginnt ihn zu verstehen, so groß auch noch die Zahl derer sein mag, die jenen Zeus anbeten, von dem Brunos Reformation des Himmels sagt: „Das Steuerruder, welches das Schiff seiner Verwandlungen lenkte, ist so morsch geworden, daß es dem Andrang der Fluten keinen Widerstand mehr leistet, auch fehlt es an genügendem Fahrwasser, seine Segel sind so zerschlitzt und abgenutzt, daß der Wind sie vergeblich zu blähen versucht, die Ruder, welche das Fahrzeug sonst auch wohl gegen widrigen Wind und Sturm

vorwärts brachten, sind jetzt machtlos, und selbst bei spiegelglatter Meeresfläche würde jetzt der Schiffsführer vergeblich sein ‚Backbord‘, ‚Steuerbord‘, ‚Rückwärts‘ und ‚Vorwärts‘ kommandieren, denn seine Ruderknechte sind sämtlich wie gelähmt.“

Damit ist das „Warum“ beantwortet, das wir am Eingang der Schrift aufwarfen. Und erst recht deutlich wird die Antwort, wenn wir der erhabenen Feier gedenken, die Rom am ersten Pfingsttage dieses Jahres beging, als seine sämtlichen Straßen und Plätze im Schmucke der Guirlanden und der Farben des geeinigten Italiens prangten, als ein nicht endenwollender Festzug mit neunzehnhundertsiebzig Fahnen und Bannern, mit hundert Musikkorps, sechstausend Deputationen von städtischen Behörden, Universitäten und Vereinen nicht aus Italien allein, sondern aus Deutschland, Frankreich, England, Belgien, Holland, Schweden und Norwegen, Dänemark, Ungarn und Griechenland, den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko, vom Tempelplatze aus durch die Via Nazionale sich zum Campo dei fiori in Bewegung setzte, und als abends aus dem Festfeuerwerk auf diesem Platze, in Gegenwart des Königs Umberto der Stern des geeinigten Italiens emporstrahlte.

Und am deutlichsten ist jenes „Warum“ beantwortet in der Rede, die der Professor

Bovio gesprochen, als das Denkmal sich dem staunenden Blicken der Masse enthüllte und die schlichte Inschrift des Postaments sichtbar wurde, welche lautet:

IX. Giugno MDCCCLXXXIX
A Bruno
Il Secolo Da Lui Divinato
Qui Dove Il Rogo
Arse.

(9. Juni 1889
Dem Giordano Bruno
das von ihm vorausgeschaute Jahrhundert
hier, wo der Scheiterhaufen
gebrannt hat.)

Darum mögen diese Worte hier zum Schluß ihren Übersetzer finden:

„Diese Enthüllungsfeier sollte vom Volke schweigend begangen werden, wie die feierlichen Akte der Religion, und die wenigen Worte, die das Schweigen unterbrechen, das bislang geherrscht, sollen nur eine Erklärung geben.

„Dem Papsttum bereitet weniger Schmerz der 20. September*) als der 9. Juni: jener Tag war ein Abschluß, dieser ist ein Anfang: damals betrat Italien Rom, das Ende seines Weges;

*) Am 20. September 1870 fiel die weltliche Herrschaft des Papstes mit der Erstürmung Roms durch Garibaldi.

heute weiht Rom ein die Religion des Geistes, den Beginn eines neuen Zeitalters.

„Nicht eine intolerante ‚Göttin der Vernunft‘, betritt Rom, das allen Religionen das Pantheon öffnete, noch kommen neue Idole, um Anbetung zu heischen, hier, wo noch lebendig hallt jenes Wort Christi: ‚Nach mir werden keine Propheten mehr kommen‘.

„Wohl fühlen die Völker, die hier vertreten sind, daß wie im Jahre 313 in Mailand durch kaiserliches Dekret die christliche Zeitrechnung eingeführt worden ist, so am heutigen 9. Juni in Rom, mit Übereinstimmung der freien Nationen, die Zeitrechnung der Religion des freien Geistes beginnt.

„Ist es eine Religion? Und sind diese hier das Jahrhundert und ist so groß die Bedeutung dieses Orts?

„Wenn in der volkreichsten Stadt Europas von zwei Königinnen*) die eine den Kopf der andern fordert und diese ihn lassen muß in der Hand der andern, so sind es zwei feindselige Glaubenssätze zweier Offenbarungsreligionen.

„Wenn zwischen beiden**) ein italienischer

*) Anspielung auf Maria Stuart und Königin Elisabeth von England.

**) Bruno, als Sekretär des französischen Botschafters Castelnau war thätig bei den Interventionsverhandlungen zu Gunsten der Maria Stuart.

Verbannter sich einer Idee opfert, die in der Menschlichkeit die Bestimmung des Menschen erfüllt sieht, so ist es die Religion des Geistes.

„Hier ward er verbrannt und seine Asche beruhigte das Dogma nicht, hier steht er wieder auf und die Religion des Geistes fordert keine Rache. Sie fordert die Toleranz aller Lehren, aller Kulte und vor allem den Kultus der Gerechtigkeit; statt der Kirchengebete die Arbeit, statt des bloßen Glaubens die Forschung, statt der Unterwürfigkeit die Erörterung, ihre Artikel werden die Entdeckungen der Wissenschaft, ihre Konkordate die internationalen Kongresse und die Weltausstellungen der gemeinsamen Arbeit.

„Dieser Glaube hat keine Propheten, sondern Denker; suchst Du seinen Tempel — es ist das Universum; suchst Du sein unverletzliches Asyl — es ist das Gewissen des Menschen. Er hat seine Märtyrer gehabt: von jetzt ab fordert er, daß dem Genius die Anerkennung nicht erst nach dem Tode werde.

„Rom kann diese Erklärung abgeben. Hier hat man tausende von Religionsbekenntnissen gefeiert; alle Götter der Erde hatten ihr universelles Pantheon hier, wo das universelle Recht erstand und die katholische Kirche. Und hier ist es möglich, das neue Jahrtausend zu bestimmen, das an Stelle der Weltmacht eines Menschen die Weltmacht des menschlichen Geistes setzt.

„Und das ist die von Bruno vorausgeschaute Zeit. Noch giebt es, das ist gewiß, viel häßliche Heuchelei, aber gerade ihre Ohnmacht gegen dieses lebendige Erz beweist die Bedeutung dieser denkwürdigen bürgerlichen Feier: diese Ehren hier beweisen, daß sein bestes Teil hier lebendig ist und redet eine Naturphilosophie, die mehr als eine Lehre, die ein Bekenntnis ist.

„In Hinsicht auf den Fortschritt der Ideen und der Bildung hat jedes andere Monument für Fürsten oder Tribunen nur Bedeutung für ein Land oder für einen Teil der Menschheit. Im Angesicht dieses hier gelten Politik, Kunst, Sitten und Sprachen nur als Bruchstücke, verleugnen Systeme und Konfessionen ihre Besonderheit, Nationen ihre Grenzen, und der Mensch fühlt sich nur als Mensch und ganz als Mensch. Kein Laut des Hasses kann von diesem Denkmal ausgehen.

„Das letzte Wort jedes großen Märtyrers ist stets gewesen: ‚Vergieb ihnen!‘

„Der Papst, der einen Kranz dem Tasso und den Scheiterhaufen dem Bruno verordnete, kannte weder die Zweifel des ersteren, noch den Glauben des letzteren.

„Auch gegen seinen Nachfolger, der betrübten Auges auf dieses Denkmal schaut, soll kein Wort hier geäußert werden, das den Glanz dieser Stunde verdunkeln könnte. Nicht glück-

lich fühlt sich jener Greis, ein Opfer — und mehr als Bruno — ist er seines Glaubens, der ihm das Gefühl verkümmert, das in jeder italienischen Brust wogt für das italienische Vaterland. Er empfindet, daß Italien hier feiert und die gebildete Welt, er hört in seine bittere Einsamkeit von hier aus die Worte eines getöteten Denkers:

'Harre aus und sei überzeugt, o Nolaner, daß schließlich alle schauen werden, was Du schaust, daß alle Gebildeten von reinem Gefühl und Gewissen eine günstige Meinung von Dir hegen werden . . .'

'Überzeuge die Einsicht des unendlichen Alls . . . im Angesicht dessen jede Erdengröße schwindet . . .'

„Mit diesem Ausruf wende ich mich nicht an die, welche abwesend sind; denn abwesend ist niemand bei diesem Wendepunkt der Zeit, und hier sind gleichermaßen vertreten die Nationen, die Vertreter gesandt haben und die keine gesandt haben. Zugegen sind hier mit Euch in Gedanken viele, denen Entfernung, Armut oder ein weniger freigesinntes Regiment zum Hindernis ward; zugegen sind die, welche die Lehren des Nolaners empfangen haben, und die, welche in verspäteter Scham leugnen, ihn getötet zu haben; alle die, welche von diesem Tage ab ein neues Zeitalter rechnen sind gegenwärtig.

„Im Universum Brunos giebt es keine Exkommunikation und das ganze Menschengeschlecht hat Zutritt zu dieser Gemeinde.

„O Weltstadt Rom, heute versöhnst Du Dich wahrhaft mit dem 'Worte der Welt', das nicht gesprochen ist vom Dogma, sondern vom einträchtigen Geiste der Völker."

Anhang.

I.

Die Medaillons des Bruno-Denkmals.

Die vier Seiten des Piedestals des Bruno-Denkmals von Ettore Ferrari, welches am Pfingstfeste zu Rom enthüllt worden ist, sind mit je zwei, also insgesamt mit acht Medaillons geschmückt, welche eine gleiche Anzahl von Vorkämpfern der Gewissensfreiheit, teils Vorgängern, teils Nachfolgern Brunos im Wissen, Streben und Leiden darstellen. Von diesen Medaillons haben wir bereits drei, dasjenige des Servetus, des Ramus und Campanella, bei gelegentlicher Erwähnung der auf ihnen dargestellten Persönlichkeiten dem Texte der Biographie eingefügt.

Die fünf anderen, es sind dies John Wiclif, Johannes Huß, Antonio Palcario, Paolo Sarpi und Julius Caesar Vanini, verdienen jeder noch eine kurze Bemerkung.

John Wiclif, der Morgenstern der kirchlichen Reformation, war geboren um 1320 zu Spieswell in England und starb zu Lutterworth in der Grafschaft Leicester am 31. Dezbr.

1384. Er entstammte einem alten adeligen angelsächsischen Geschlechte; zur Geistlichkeit bestimmt, empfing er seine Bildung auf der Universität zu Oxford, an der er später als Professor lehrte. Als der Papst Urban V. im Jahre 1365



Medaillon des John Wiclif.

durch eine besondere Bulle für England auch hier die pseudo-kanonische Lehre von dem Vorrang der geistlichen Macht auch in weltlichen Dingen und seine Oberlehnsherrlichkeit über alle Kronen geltend machte, veröffentlichte er eine Broschüre: „An das Parlament des Königs“,

welche fast sämtliche Ideen der englischen Revolution des 16. und selbst einige der französischen des 18. Jahrhunderts im Keime enthält. „Das öffentliche Wohl ist die einzige naturrechtliche Grundlage der Staatsgewalt und die Staatsgewalt hat das unverjährbare Recht und die Pflicht, der geistlichen Macht, wenn dieselbe die ihr verliehenen Güter und Privilegien zum Nachteil des Volkswohles mißbraucht, dieselben zu entziehen."

Im Jahre 1378 wurde er von den Bischöfen von Canterbury und London angeklagt, durch 19 Thesen gegen das katholische Dogma zu verstoßen. Es gelang jedoch nicht, ihn zur Verantwortung zu ziehen, weil der Herzog von Lancaster, die Königin-Mutter von England und die Bürgerschaft von London für ihn eintrat. Der König von England selbst (Richard II.) zog ihn, dessen Weisheit in bürgerlichen und staatlichen Angelegenheiten anerkannt war, häufig zu Rate.

In seinen Vorträgen zu Oxford vertrat Wiclif die freie Forschung der Bibel und verwarf schließlich jede Autorität der Päpste und Konzilien; in einer Petition an das Parlament unter dem Titel „Vier Artikel" forderte er:

1) Aufhebung der Mönchsorden;
2) Aufhebung der Steuerfreiheit der Geistlichkeit und ihres Grundbesitzes;
3) Aufhebung der geistlichen Zehnten und sämtlicher Stolgebühren;

4) Die Wiederherstellung „des reinen Gottesworts und der Lehre Christi, insbesondere aber die Erlösung in allen Kirchen des Königreichs."

Ein theologisches Hauptwerk, das er veröffentlichte, betitelt sich Trialogus, Dreigespräch, weil in ihm die Wahrheit, der Irrtum und die Lüge als Unterredner auftreten.

In ihm wird der Papst „der hochmütige und weltlich gesinnte Priester" von Rom (The proud and worldly priest of Rome) genannt.

„Die Kirche", sagt er, „würde allerdings ein Oberhaupt haben müssen, und der Papst verdiente es zu sein, wenn Christus wirklich sein hohes Priestertum auf Petrus übertragen hätte und der Nachfolger Petri ein Mensch wäre vollkommen in Liebe, Demut und arm, wie Christus. Aber ein solcher vollkommener Mensch hat sich seit Christus nicht wieder gefunden und die katholische Kirche ist weit entfernt, das Ideal der christlichen Gemeinschaft der Heiligen zu sein, eine wahre Synagoge des Satans."

Der politischen Freiheit seines Vaterlands und der Gunst seines Königs hatte Wiclif es zu danken, daß er nicht zum Märtyrer solcher Lehren zu werden brauchte und in hohem Alter eines sanften Todes starb. Vergeblich hatte schon Papst Gregor XI. vom König von England die Einleitung eines Inquisitionsprozesses gegen ihn gefordert. Auch Papst Urban VI.

ließ ihm eine Ladung vor das „heilige Ketzeramt" nach Rom zustellen, der Wiclif selbstverständlich vorzog, nicht zu folgen.*)

Obwohl bei weitem nicht so radikal denkend wie Wiclif, hat doch der Böhme Johannes



Medaillon des Johannes Huß.

Huß, der sich ebenfalls die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern als Lebensaufgabe stellte, sein Streben mit dem Märtyrertode

*) Wiclifs Werke sind gedruckt zu Basel 1525, zu Frankfurt 1753, zu Oxford 1869.

büßen müssen. Gerade deshalb und, weil er seine religiösen Tendenzen mit dem nationalen Unabhängigkeitsstreben seines czechischen Volkes vereinigte, hat sein Leben nachhaltigere Wirkungen in der Geschichte verursacht. Da dieselben aus der deutschen Geschichte hinreichend bekannt sind, brauchen wir nur kurz daran zu erinnern, wie er wegen seiner ketzerischen Lehren vom Abendmahl, das er in beiderlei Gestalt verabreicht wissen wollte, wegen seines Eiferns gegen den Mönchsorden und die Suprematie des Papstes unter Zusicherung freien Geleites durch Kaiser Sigismund vor das berühmte Konzil zu Kostnitz geladen und, weil er den Widerruf seiner Lehren verweigerte, am 6. Juli 1415 den Tod auf dem Scheiterhaufen mit größtem Heldenmut erlitt.

Als ein altes Weib, um an diesem heiligen Werke seinen Anteil zu haben, einen Scheiter zum Holzstoß herbeischleppte, sprach er mitleidig lächelnd die berühmten Worte: „Sancta simplicitas!" „Heilige Einfalt!"

Der deutsche Kaiser Sigismund hatte kein Bedenken getragen, sein kaiserliches Wort freien Geleites zu brechen, weil das Konzil der ehrwürdigen Bischöfe ihm erklärte: „Sein Wort dürfe dem katholischen Glauben nicht zu Nachteil gereichen und, wer den Glauben anfechte, mache sich jeden Anspruchs auf Treue und Glauben verlustig."

Weniger bekannt dagegen dürften dem deutschen Leser die drei neben Campanella das Piedestal zierenden italienischen Märtyrer sein

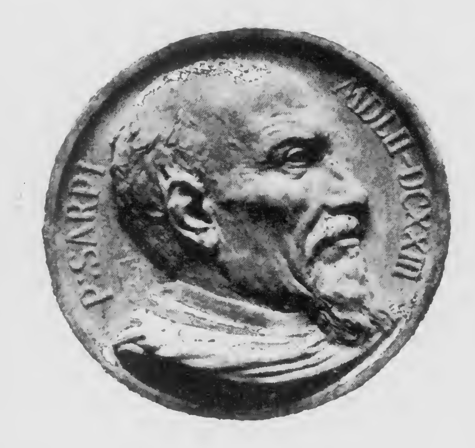
Der älteste von ihnen, *Antonio della Paglia* oder, wie er sich selbst latinisierte, *Paleario*, war in Veroli bei Rom geboren. Eine Reproduktion seines Medaillons hoffen wir in einer späteren Bruno-Publikation zu bringen. Er war ein Anhänger des religiösen Reformators Ochino zu Venedig, von dem der Kardinal Petrus Bembus an die berühmte Freundin Michel Angelos Vittora Colonna im Jahre 1539 schrieb, daß ganz Venedig ihn buchstäblich anbete. Er schrieb ein damals hochgeschätztes Gedicht „über die Unsterblichkeit der Seele“, einen Tractat über „das Werk Jesu Christi des Gekreuzigten“ (1537), und eine „*Anklage gegen die Päpste*“ (1542). Jener Tractat, in dem die lutherisch-paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben verteidigt, wurde von der Inquisition im Jahre 1543 dem Henker überwiesen.

Darauf aber setzte er seinem Ketzertum die Krone auf durch Veröffentlichung seiner „Verteidigung Luthers und Melanchthons“. Er wurde eingekerkert und am 3. oder 7. Juli 1570 zu Rom lebendig verbrannt.

Berühmter noch wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit als dieser Märtyrer, wurde der venetianische Mönch *Paolo Sarpi*, dem eben-

falls in diesem Jahre fast gleichzeitig mit der Errichtung des Brunodenkmals ein Denkmal zu Venedig errichtet worden ist.

Geboren am 14. August 1552 zu Venedig, ist er, der keineswegs offen mit der katholischen



Medaillon des Paolo Sarpi.

Kirche brach, am 14. Januar 1623 daselbst in einem Kloster, hochverehrt von seinen Mitbürgern, aber gehaßt von der römischen Kurie und den Jesuiten, eines natürlichen Todes gestorben.

Paolo Sarpi wurde im Jahre 1597 Ratsherr der Republik Venedig und verteidigte mit Unerschrockenheit die volle staatliche Souveränität seines Vaterlandes gegenüber den Übergriffen des geistlich-weltlichen Papsttums: in politischen Angelegenheiten wollte er, sonst ein gläubiger Katholik, sich von Rom aus keine Vorschriften geben lassen. Papst Paul V. erließ daher im Jahre 1606 gegen ihn eine Bulle und zitierte ihn vor die römische Inquisition. Anstatt der Ladung zu folgen, veröffentlichte Sarpi eine seine Grundsätze von der Trennung geistlicher und politischer Gewalt rechtfertigende Schrift. Hierauf wurde in Rom eine jesuitische Broschüre gedruckt, welche den Beweis führte, daß nach katholischem Glauben es ein erlaubtes, ja ein verdienstliches Werk sei, sich durch Mord einer Person zu entledigen, die der Papst exkommuniziert hat; und die Folge war, daß Sarpi am 5. Oktober 1607 von fünf Meuchelmördern in seiner Wohnung überfallen und verwundet wurde. Die Republik ließ auf eigene Kosten die berühmtesten Professoren der Medizin von Padua kommen und es gelang diesen, das Leben des Schwerverwundeten zu retten, die Mörder entkamen nach Ferrara, wo sie dann von der Kurie ein Handgeld bekamen.

Ich komme jetzt auf den letzten und vielleicht begabtesten der Männer, welchen die Ehre zuteil geworden ist, das Piedestal des Bruno-Denkmals zu schmücken. Julius Caesar Vanini

war, zu Taurisano im Königreich Neapel geboren, also ein Landsmann Brunos im engsten Sinne. Er studierte zunächst in Rom Philosophie und Theologie und begann dann wie der Nolaner ein unstätes Wanderleben, war



Medaillon des Julius Caesar Vanini.

bald in Amsterdam, Brüssel und Köln, bald in Genf und Lyon, bald in England. Freilich scheint ihm nicht nur der keusche Wahrheitssinn, sondern auch die Sittlichkeit seines großen Vorgängers gefehlt zu haben, neben einem ausge-

prägten Hang zur Sinnlichkeit zeugen seine zahlreichen hinterlassenen Schriften von größter Inkonsequenz. Bald verteidigte er die Kirche und ihre sämtlichen Dogmen, schrieb sogar eine Apologie der Tridentiner Konzils, eine Rechtfertigung des christlichen und mosaischen Gesetzes gegen Physiker, Astronomen und Politiker, ein Amphitheater der göttlichen Vorsehung, um die Atheisten zu bekämpfen, bald wiederum verfocht er einen frivolen Materialismus und Atheismus. Daneben war er von nicht geringer Eitelkeit besessen und kann insofern wohl ein Lucian oder Voltaire des 17. Jahrhunderts genannt werden. Im Gegensatz zu Bruno verehrte er übrigens, wie es scheint, Aristoteles als den größten Philosophen.

Charakteristisch ist für ihn folgende Stelle aus dem „Amphitheater der göttlichen Vorsehung.“

„Julius Cäsar: Ich verehre den Aristoteles wie ein heiliges Wesen und darf ihm kaum die Schuhriemen auflösen. — Alexander: Im Gegenteil, Du nimmst die erste Stelle ein. — Ich will es nicht machen wie Thomas Morus, der einst dem Erasmus zurief: Entweder bist Du der Teufel oder Erasmus! Ich will vielmehr von Deiner Weisheit sagen: Du bist entweder ein Gott oder Vanini. — Julius Cäsar: Der bin ich.“*) Auf keinen Fall indes hat er das

*) Nach Moritz Carrière, Philosoph. Weltanschauung der Reformationszeit. p. 500.

grausige Ende verdient, welches ihm zwar nicht die Inquisition selber, wohl aber das katholische Parlament zu Toulouse bereitete, und er scheint dasselbe, wenn man nicht abweichenden Berichten Glauben schenkt, als ein wahrer Märtyrer bestanden zu haben. Er ward im Jahre 1615 zu Toulouse als „Atheist und Gotteslästerer“ verhaftet und angeklagt. Über sein Ende erzählt der Historiker Gramond: „Vanini ward zum Verhör geführt und, als er auf der Anklagebank saß, gefragt, was er von Gott halte. Da bemerkte er einen Strohhalm auf der Erde liegen, hob ihn auf und zeigte ihn den Richtern. „Dieser Strohhalm“, sagte er, „nötigt an Gott zu glauben: das Korn wird in die Erde gesenkt, scheint zu sterben und verweset; aber dann wird es weiß, es grünt und sprießt aus der Erde hervor, es wächst unmerklich, es nährt sich von Morgentau, stärkt sich durch den Regen des Himmels, es waffnet seine Ähre mit Spitzen, es rundet sich und hebt sich in Gestalt einer Röhre, es hat Blätter und wird dann gelb, neigt das Haupt, wird matt und stirbt. Man drischt die Ähre, trennt das Korn vom Stroh und jenes dient zur Nahrung für Menschen, dieses für Tiere. Wenn die Natur dies Korn hervorbrachte, wer ist der Urheber von dem, welches ihm zunächst vorherging und so weiter? man muß endlich auf ein erstes Korn kommen, das notwendig geschaffen sein muß, weil es kein anderes Prinzip seiner Erzeugung finden konnte“.

Diese geschickte Verteidigung scheint ihm wenig genützt zu haben. Am 9. Februar 1619 wurde er durch das Parlament zu Toulouse verurteilt, „in einer Wanne nach der Stephanskirche geschleift zu werden und dort bis aufs Hemd entkleidet, eine brennende Fackel in den Händen, einen Strick um den Hals, vor dem großen Thor der Kirche niederzuknieen, dann auf den Platz Salin geführt zu werden, wo er auf einen Pfahl gesetzt, die Zunge ihm abgeschnitten, er erdrosselt und sein Leib verbrannt werden soll."

Eine Zeitung aus jenen Tagen (Mercure de France) meldet: „Vanini starb mit ebensoviel Standhaftigkeit, Geduld und Willenskraft, wie irgend jemand. Als man ihn zum letzten Gang abholte, sagte er auf Italienisch: ‚Gehen wir heiter zum Tode als Philosoph'."

Nach dem Protokoll des Stadtrats wies er das Cruzifix zurück und achtete den Tod für einen Befreier aus allen seinen Leiden.

Vanini hatte mit Bruno und den alten in seiner Heimat, dem antiken Großgriechenland, geborenen Philosophen, einem Archytas, Empedocles und Lucretius gemein, daß er zugleich ein Dichter und Denker war.

Die folgende, von Moritz Carrière, a. a. O. S. 517 meisterhaft übersetzte Ode mag als Probe seiner Begabung diesen Anhang schließen.

Beseelt von Gottes heiligem Lebenshauch
Reißt mir der Wille mächtig den Geist empor,
Daß er auf unbetretenen Bahnen
Kühn mit dädalischen Schwingen fliege.

Das unaussprechlich Große, das Himmlische
Zu fassen wage, Gottes erhabenes Sein,
Daß er das End- und Anfanglose
Faß' in dem Ringe des kleinen Liedes.

Urquell und Ende jeglichen Dinges ist,
Urquell und Schöpfer ewig Er seiner selbst,
Sein End' und Anfang, aber nimmer
Endigend, nimmer zuerst beginnend.

Er überall ganz, ruhend in jedem Ort
Zu allen Zeiten, in die Lebendigen
Rings eingegossen, allbelebend,
Doch ungeteilet in jedem Teile.

Er füllt die Welt, doch nimmer umfaßt ein Ort
Mit seinen Grenzen irgend umschließend ihn,
Vom Aufgang bis zum Niedergange
Kreiset er frei in dem Raum, dem ganzen.

Sein Will' ist Allmacht; was er gebeut, es steht
Ein unzerbrüchlich Werk auf der Stelle da;
Und seine Größ' ist unermeßlich,
Ist unergründlich wie seine Güte.

Er spricht: Es werde! Siehe, da ist's geschehn,
Und fast den Worten eilet die That voraus;
Als er gesprochen, hat mit seinem
Wort er die Welt aus dem Nichts geschaffen.

Das All durchschauend blickt er auf jegliches,
Eins in ihm selber, alles ist er allein,
Was ist, was sein wird, was gewesen,
Hat er in einiger ewger Dauer.

Voll von ihm selber füllt er ein Jegliches,
Bleibt stets derselbe, schützet ein Jegliches,
Er trägt es, hält es und beweget,
Lenket es wohl mit dem Wink der Augen.

O zu Dir fleh' ich! Schaue mich gnädig an!
Mit diamantener Kette verknüpfe mich
Und Dich! Ja dies allein verleiht mir
Himmlische Wonne des seligen Lebens.

Wer Dir verbunden fester und fester stets
Dem Einen anhängt, alles besitzet er.
Dich hat er, der als aller Schätze
Nimmer versiegende Quelle schäumet.

Du fehlest keinem, welcher nur Dein bedarf,
Freiwillig beutst Du jedem ein Jegliches.
Du giebst Dich selber hin, o Vater,
Alles für alle zu sein in Liebe.

Des Arbeitsamen immer gestählte Kraft,
Der sichre Hafen jeglicher Meeresfahrt,
Der klare Born lebend'gen Wassers,
Dran sich ein menschliches Herz erquicke!

Du unsrer Seelen Ruh und Zufriedenheit,
Du süßer Frieden, liebliche Stille Du,
Du aller Dinge Maß und Regel,
Ordnend umfassende liebe Form Du!

Gewicht und Zahl und Maß und der prangende,
An Ehren reiche Schmuck und der Liebe Glück,
Du Sehen, Leben, Himmelswonne,
Die mit Ambrosia labt und Nektar!

Der tiefen Weisheit bist Du der wahre Quell,
Du wahres Licht, ehrwürdiges Weltgesetz,
Der Geist des Alls, der immer wache,
Sicheres Hoffen und Weg und Wahrheit!

Es ist schwer zu glauben, daß der Dichter dieser Verse, mag er auch manches skeptische und selbst frivole Wort geschrieben haben, von Herzen Atheist gewesen sei.

Die Trostrede

des Jordanus Brunus, des Italieners,

gehalten an der berühmten und glänzenden Academia Julia, beim Schluß der Leichenfeierlichkeiten nach dem Hinscheiden des durchlauchtigsten und großmächtigsten Fürsten Julius, Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg u. s. w., am 1. Juli 1589 zu Helmstädt.

Gedruckt bei Jacob Lucius.*)

Dies beim Beginn, ehrwürdigster und hochverehrtester Herr Prorector, in allen Tugenden und Wissenschaften ausgezeichnete Doktoren und Professoren, Mitglieder des erhabenen Senats, und Du edelster und hochgebildeter Hörerkreis der Studierenden, dies erfüllt mich beim Beginn mit größter Befangenheit und Ängstlichkeit, daß ich fürchten muß, mancher, der meinen freien und schlichten Sinn nicht kennt, und ihn auf eine zu empfindliche und leichte Wagschale des Urteils legt, werde es zu meinen Ungunsten deuten, daß ich, ein Fremder, Unbekannter, und dessen Hauptzweck, bei Euch zu weilen, das Verborgensein ist, so ganz aus eigenem Antriebe,

*) Übersetzt von Dr. jur. Ludwig Kuhlenbeck.

von keinem (wie es scheint) gebeten oder aufgefordert, mich in Eure Trauer einmische, und uneingeladen zu Eurem tragischen Festkommers herzudränge. Wollet es, bitte, nicht als Zeichen von Dreistigkeit und Kühnheit aufnehmen, wenn nach so vielen vorzüglichen Rednern, nach diesen, wenn auch noch so trauervollen, doch so harmonischen und wohlklingenden Akkorden, gleichsam wie einer, der Kolophonium aufstreicht, ich mit meiner ungeschickten und ungefügen Redeweise zarteren Ohren und feinerem Geschmack lästig falle. Nachdem wir von solchen Strömen lateinischer und deutscher Beredsamkeit gekostet, nachdem Ihr das kräftige Rauschen des Goldstromes ihrer Geistesfülle vernommen, der seine Quellen in Gemütern hat, die ich für Sitze der Chariten erachten möchte, da hätte aus Italien geradezu ein Tullius wieder auferstehen sollen, um (berufen oder unberufen) bei solcher Trauerfeierlichkeit als Redner sich zu beteiligen, wie bei einer Totenfeier der Väter der Redekunst in Italien, Griechenland und Ägypten; — und nun seht Ihr auf dieser Akademie mich, einem dem Studium der schönen Rede völlig fern stehenden Mann auftreten, hört ihn stammeln in dieser ungeglätteten rauhen Diktion, mich, den Ihr zu fragen scheint: „Wo kommst Du her? Was kannst Du neues bringen? Was ist Deine Rolle? Wollt Ihr dessen Entschuldigung, Anlaß, Anfang und Endzweck vernehmen, so bitte ich um Euer Gehör.

Um auf meinen Gegenstand selbst zu kommen, hochverehrte Zuhörer, so glaube ich es keinem blinden Zufall, sondern der Vorsehung selbst zuschreiben zu müssen, daß mich, ich weiß nicht welcher Windstoß des Schicksals in diese Gegend gerade in diesen Tagen verschlagen hat, auf daß ich den letzten Ehren Eures berühmten durchlauchten und großmächtigen Herzogs beiwohnen solle. Gesehen hab' ich sämtliche Stände der bürgerlichen Gesellschaft in Trauergewändern, betrübten Antlitzes, feierlichen Schrittes, gebeugt von allen Anzeichen wahrer Herzenstrauer, Fürsten, Grafen, Barone, Adlige, Ritter, Senatoren, Bürger und Bauern. Sodann sämtliche Künste, Wissenschaften und Tugenden, die Religion, das göttliche Recht, die Theologie, das bürgerliche Recht, die Medizin, die Poesie und die Kunst der Rede, und alles andere, was zur Geistesbildung und Vervollkommnung des menschlichen Verkehrs für nützlich und erforderlich gilt: sie alle hatte ja ihr gemeinsamer und jeder einzelnen besonderer Schöpfer, Ernährer, Förderer und Verteidiger, dieser in ganz Europa, dem gebildetesten Teil der Erde, rühmlichst genannte Herzog Julius durch sein Hinscheiden gen Himmel seiner geliebten und ersehnten Gegenwart beraubt und als Witwen zurückgelassen. Hier habe ich nichts dem menschlichen Wesen Fremdes sehen oder hören können. Vielmehr mit Bewunderung habe ich dieses Volkes erstaunliche und über allen Glauben der Aus-

länder hervorragende Verehrung und gehorsame Liebe für seinen angestammten Herrn und Fürsten bemerkt; eine Treue, deren Grund ich nicht nur in den Vorbildern des klassischen Altertums, sondern auch geradezu durch göttliche Heiligung der Religion nach der Lehre der gelehrtesten Theologen und Historiker in beiden Testamenten der heiligen Schrift gelegt weiß. Bewunderung hat mich ergriffen, wie so trefflich alle, jedweder in sorgfältigster Erfüllung seiner Amts- und Standespflicht nach seinem Vermögen und Können, sich benahmen. Da hat es, — ich weiß nicht, ob es meine eigenen Gedanken waren oder irgend ein fremder Geist, — mir ins innere Ohr geflüstert: „Siehst Du nicht, italienischer Ankömmling, wie aus der Gesamtheit derer, um die sich dieser beste aller Fürsten verdient gemacht hat, jeder nach seinem Anteil an dieser seiner Totenfeier, seinen letzten Ehren, seinem Gefühl den möglichst besten Ausdruck zu leihen versucht? Was träumst Du? Was zögerst Du? Was starrst Du? Was säumst Du, Deine eigene Lage zu bedenken und Dir einzugestehen, daß Du ihm nicht weniger als irgend ein anderer diese letzten Ehren schuldig bist, daß solches gewiß auch von den Vornehmsten seiner Getreuen aus gerechter Ursache erwartet wird, daß auch Du darbringen mußt, was Du von anderen dargebracht siehst? Ich bin ein Fremdling (sagst Du) und ein Ausländer. Wie so, Nolaner? Gerade aus diesem

Grunde verlangt man hier ein Wort von Dir, weil Du ein Fremder bist und zu keinem Stande gehörst, keinen Teil des Ganzen bildest. Oder weißt Du nicht, daß unter allen Tugenden des hohen Fürsten gerade sein Edelmut und seine übermenschliche Menschlichkeit hervorstrahlte, daß er es verfügt, verordnet und geheiligt hat, daß auf der Julischen Akademie niemand, wer immer irgend eine Wissenschaft betreibt, wer immer dem Dienste der Musen sich weiht, mit wem immer ein ehrenhafter Verkehr möglich ist, als Fremdling und Ausländer gelten, ja auch nur sich als solcher fühlen soll? Oder hat er nicht mit all seiner Autorität dafür gesorgt, daß jegliche gute und schöne Kunst und Wissenschaft, die dem Menschengeschlecht förderlich sein kann oder eine Stufe zur Erkenntnis und Verehrung Gottes bildet oder auch nur nicht damit in Widerspruch steht, an diesem Ort sich als heimisch, als Bürgerin, ja als zur Familie gehörig erkennen soll, daß hier nichts anderes für fremd angesehen werden soll, als was er auch von hier verfehmt und geächtet wissen wollte, als schimpfliche Unwissenheit, rohe Barbarei, cyklopische Ungastlichkeit? Und Gott gebe, daß dieser sein Wunsch für alle Zeiten hier geachtet werde, daß hier nimmer gothische Wildheit statt deutschen Ernstes und das Scheinbild gaffender Ignoranz unter der Maske der Gelahrtheit feil geboten werde! Ruf Dir's ins Gedächtnis, o Italiener, daß Du aus ehren-

vollen Gründen und wegen Deiner Liebe zur Wahrheit aus Deinem Vaterlande verbannt, hier ein Bürgerrecht gefunden! Dort dem gierigen Rachen des römischen Wolfes ausgesetzt, hier in sicherer Freiheit wohnst! Dort zu dem abergläubischen und unsinnigsten Kultus gezwungen, hier zu gereinigter Gottesverehrung ermahnt wirst! Dort durch die Grausamkeit der Tyrannen dem Tode geweiht, hier unter des besten Fürsten Huld und Gerechtigkeit leben kannst, ja sogar, soweit Du Dich dafür empfänglich erweisest, mit Ämtern und Ehren, nach seinen persönlichen Wünschen und Absichten überhäuft wirst! Denn die Musen, ob sie gleich mit Fug und Recht frei sein sollten nach der Ordnung der Natur, dem Völkerecht und den bürgerlichen Gesetzen, werden dennoch in Italien und Spanien von niederträchtigen Priestern mit Füßen getreten, müssen in Frankreich die äußersten Gefahren des Bürgerkrieges bestehen, werden in Belgien von ruhelosen Wirren gestört und in vielen Gegenden Deutschlands höchst traurig vernachlässigt: hier aber werden sie beschirmt und erhoben, atmen und gedeihen frisch und lebendig nach dem Wunsche des Landesherrn. Ihm also, als Deinem eigenen wahren Fürsten, Deinem Gönner und Beschützer bist Du zur Ehrenbezeugung verpflichtet! Ihm, unter dessen Szepter Du nicht als Verbannter, nicht als Knecht, nicht gepeinigt und geängstet vom Stachel höllischen Schreckens, sondern ein

freier Bürger der Wissenschaft in Frieden lebst! Wohlan denn, erfülle mit warmem Herzen und größter Sorgfalt die Ehrenpflicht, die Dir obliegt: denn bei Gefahr des schwersten und schändlichsten Makels, des Verdachts der Undankbarkeit, falls Du es unterließzest, erheischen von Dir, dem Fremden, die fremden Musen, daß Du in ihrer aller Namen, bei dieser Totenfeier ihres geliebtesten Fürsten, wenn nicht soviel Du ihnen und ihm selber schuldest, so doch wenigstens, so viel Du vermagst, zu seiner Verherrlichung beiträgst! Denn darüber kannst Du Dich beruhigen, wie auch immer Du Deiner Pflicht Dich entledigst, wenn Du es nur mit ganzem Herzen thust, Dein Versuch wird huldvoll entgegengenommen werden vom unsterblichen und verklärten Geiste dieses hochsinnigen Fürsten, wenn er von da droben herabschaut und gewahrt, daß sein Wunsch, seine Verordnung und sein Vermächtnis mit dem gleichen Wohlwollen von den Ausländern angenommen wird, mit dem seine Hochherzigkeit es ihnen und allen anderen gewährt und verliehen hat!

Hieraus, hochgelehrte Zuhörer, mögt Ihr schließzen, weshalb ich nicht bloß von innerem Gefühl bewegt und angeregt, sondern geradezu moralisch gezwungen als Fremdling für mein Teil den Ausdruck meiner Verehrung, nicht zwar als einen berechtigten Anteil, wohl aber als einen von auswärts hinzukommenden Beitrag darzubringen wage.

Da diese Notwendigkeit mich treibt und mein bescheidenes und ungebildetes Redetalent zum Worte drängt, wenn ich da nach so vielen glänzenden Rednern und Predigern noch meine, mit dem Ausdruck schwer ringende Rede von geringer Bildung und schwerfälligem Gedankengang vernehmen lasse, möge sie, ich bitte, verehrte Zuhörer, Euch keinen Ueberdruß verursachen, und vor allem wollet mir's nicht als Keckheit und Dreistigkeit, nicht als Selbstüberschätzung und Eitelkeit zurechnen! Denn so sehr bin ich der Thorheit doch nicht verfallen, daß ich mich selbst über die Wahrheit täuschen könnte, hier nicht nur nichts Besseres mehr, sondern auch nicht einmal Gleiches oder Ähnliches darbringen zu können im Verhältnis zu Euren so glänzend rein und erhaben trauernden Musen, und daher mag ich es nicht wagen, meine geringen Worte als würdige Genossen jener glanzvollen Vorträge zu bezeichnen.

Allein Ihr könnt auch hier schon sehen, daß zum Begräbnis dieses herrlichen Daphnis, wie einst zu jenem, von dem der Poet von Mantua[1]) spricht, tardi venerunt bubulci.[2]) Nachdem also ihre Förmlichkeiten, Zeremonieen und Akte der letzten Pietät an den Tag gelegt haben die Wagen des Zeus, die Genien der Juno, des Phoebus Fackeln, der Pallas Musen,

---

[1]) Virgil.
[2]) Zuletzt kamen auch die Rinderhirten.

die Grazien des beredten Merkur, kurz alle himmlischen Gottheiten: gestattet nunmehr, bitt, ich, gestattet auch den Zutritt den einzeln und bescheiden aus Bergen, Wäldern, Wüsteneien und Gefilden gekommenen zottigen Faunen, Waldgöttern und Satyren, die mit was auch immer für Idiomen und Aussprachen, doch sicherlich aufrichtigen Herzens ihr Gefühl ausdrücken und sich an der Feier, wenn nicht angemessen ihrer Majestät und Würde, so doch nach Maßgabe ihrer Pflicht und Dankbarkeit beteiligen zu müssen beteuern. Hat doch nicht dem Himmel allein, sondern auch der Allmutter Erde, nicht den oberen Göttern nur, sondern auch allen heiligen und guten Genien und Heroen, nicht den Eingebornen, nicht Bürgern und Städtern nur, sondern auch Ausländern, Fremden und Barbaren der weitstrahlende Glanz des erlauchten Julius geleuchtet. Ich also, der ich die Musen liebe, wie nur Einer, um derentwillen ich Heimat, Vaterhaus, Vermögen und Ehren, und was immer sonst für liebenswert und ersehnbar gilt, verachtet, verlassen, verloren habe, könnte jetzt nicht als ihr aufrichtiger Liebhaber reinen Herzens bestehen, wollt' ich nicht unserm erleuchteten Fürsten, ihrem Patron, Schutzherrn und Vormund meine letzte Huldigung darbringen.

Mögen sie also den Fremdling nicht im Stich lassen, nachdem sie die vaterländischen Ehren vollendet haben. Wenn sie bei himmlischen und sternenhohen Opfern zugegen waren, mögen sie jetzt auch anwesend sein bei ländlichen und bäurischen. Denn Große und Kleine schuf der Herr und von allen nach ihrem Vermögen nimmt er die Zehnten seiner Ehre und Anbetung entgegen. So sind wir in nächtlichem Aufzuge, zu ungewöhnlicher Zeit erschienen, wir Satyre, Faunen und Silvanen, obwohl wir keine Thränen mehr ergießen wollen auf dieses erhabene Grab. Denn wenn Dein Grabhügel noch Thränen forderte und Deine heilige Asche, o bester aller Fürsten, noch immer dürstete nach ihrem Tau, sie können Dir nicht mangeln, und zwar nicht erheuchelte und erpreßte, schauspielerische, womit man die Leichname der Tyrannen zu waschen versucht: sondern schier ausgebrannt vom Feuer heiligster Sohnesliebe spenden sie Dir allzureichlich die Augen Deines Erstgebornen und Nachfolgers, des Erlauchten Herzogs Heinrich Julius und Deiner übrigen Kinder, Deiner heldenhaften Gemahlin, Thränen spenden Dir Deine Blutsverwandten und die verschwägerten Fürsten und Herren, Dein vornehmer Hof, Deine Beamten, Dein ganzes Volk, ja Thränen spendet Dir der Himmel selbst, der seit dem Tage, da Du Deine Seele Gott empfahlst und Dich zu den großen unsterblichen Helden geselltest, bis zu dieser letzten Stunde der Trauerfeier seine Thränen mit denen Deines Volkes vermischt; — denn was beim ewigen Gott sollen wir halten von den gerade

an jenem Tage ausgebrochenen ganz unzeitigen und außerordentlichen Stürmen und Gewittern, wenn es nicht Seufzer und Thränen sind, durch die jeder Tag ohne Unterlaß seitdem diese Landestrauer begleitet?

So denn sind wir vielmehr, wir ländlichen Gottheiten, um, wenn wir es können, ein Ende den Thränenfluten zu machen, ohne Thränen zugegen und spenden Sabäas Wohlgerüche und Weiherauch auf Deinen erhabenen Grabhügel: streun Blumen, Rosen, Veilchen und Blätter, duftige Gaben der Mutter Natur; denn gewohnt und genehm sind solche den Gräbern.

Unsere Flur- und Gebirgs-Göttinnen, die Nymphen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und Napeen*) gaben sie uns mit für Dich als Zeichen ihrer Liebe und Verehrung, so lange ihnen selbst, da sie das Gedränge der Menge scheuen, noch nicht verstattet sei, verstohlen und einsam, bei passender Zeit Deiner Ruhestätte zu nahen, um diesen Gaben zur Schmückung Deines Hügels die von ihnen gewundenen Kränze und Guirlanden nachzufügen, die sie gewunden haben — nicht aus traurigen Taxus- und Cypressenzweigen; — denn solche, meinen sie, schicken sich weniger für einen unsterblichen Helden, von dem wir nicht glauben dürfen, daß er geendet, sondern, daß er nur von uns gegangen,

*) Nymphen der Gebirgsthäler.

daß er heimgegangen ist: — aber Kränze und Kronen aus blühendem Rosmarin, Myrten, Ephen, Pappellaub, Palmen, Oliven und Lorbeeren, den Sinnbildern der Klugheit, Weisheit, Treue, Geduld, des Sieges, des Friedens und Triumphes.

Sodann aber sollen wir Euch in ihrem Namen bedeuten, daß sie zwar die Thränen, die Ihr bislang, vom Gefühl überwältigt, vergossen habt, nicht mißbilligen können, da ja der Himmel selbst Euch mitfühlender Genosse dieses Leides und somit Euer Rechtfertiger gewesen ist. Indessen sollen doch die Thränen keiner unbegründeten Verzweiflung und keines allzu maßlosen Kummers Ausdruck sein; und daß ja nicht weise Männer durch Auge und Blick Anzeichen einer übermäßigen und gegen das Gesetz des Maßhaltens verstoßenden Trauer geben, wollen sie es allen ans Herz gelegt wissen, daß wir nach Beendigung dieser Feierlichkeit in frommen und dankbaren Gedanken unseres erlauchten Herzogs Julius sämtlich wieder ruhigen Gemüts an unser Tagewerk gehen sollen. Keine Pforte darf maßloser Trauer offen stehen, das Auge der Weisheit würde es übel bemerken; nach vollbrachtem Totendienst darf keine Klage mehr laut werden. Denn solche könnte man nur auf eine von drei Ursachen zurückführen, entweder auf die Person des erhabenen Herzogs Julius, oder auf den Verlust, den das liebe Vaterland mit ihm er-

litten, oder endlich, o Akademia Julia, auf Deinen Verlust.

Aber, o gelehrte und verständige Zuhörer, wie könnten wir die erste dieser Ursachen zulassen, nachdem unser bester Fürst mit Gottes Segen und des Himmels Gunst alles vollendet hat und nun nach vollbrachtem Tagewerk entschwebt ist den Händen des Schicksals und der Gewalt der Parzen? aus diesem Thal der Thränen zu jenem Berge der Seligkeit? aus diesem höllischen Egypten zu jenem himmlischen Jerusalem? aus diesem dunklen Abgrund der Finsternis zu jener Fülle unzugänglichen Lichtes! aus diesem Strom des Jammers zu jenen Flüssen unermeßlichen Trostes! aus dem Kerker der Zeitlichkeit in den weiten Schoß der Ewigkeit! aus diesem Reich des Wechsels und plötzlichen Falles zu jenem ewigen Reich, zu dessen Erben ihn Allvater bestimmt hat!

Nachdem Ihr also wegen seines Hinscheidens die schuldigen Thränen vergossen habt; (denn solche gestattet und gebietet das natürliche Gesetz des menschlichen Blutes) darf kein Raum weiterem Kummer gegeben werden. Denn wer dürfte mit Fug und Recht einen Vater, Freund oder Bruder beklagen, wenn solcher nach Beendigung dieser gefahrvollen Meerfahrt des Lebens, begleitet

von seinen Werken und willkommen der Gnade, mit der Krone und Palme des Überwinders eingelaufen ist in den Hafen des Heils und der ewigen Ruh?

Laßt uns denn nun, was an zweiter Stelle als möglich vorausgesetzt wird, eingehender erwägen, ob wir des gesamten Volkes wegen, das unter seinem Regiment sich so wohl fühlte, Ursache zur Betrübnis über sein Hinscheiden haben. Hat denn nicht dieser beste und fürsorglichste aller Herrscher auch darauf sein ganzes Bestreben gerichtet, daß seinen Unterthanen sogar durch dieses als notwendig vorausgeschaute Ereignis kein Schaden erstände? Steht es nicht fest, ist es nicht unbestreitbar, daß er, der sie längst aus tausend Kümmerlichkeiten, in die früherer Zeiten Bosheit, Neid und Schicksalsschläge sie gebracht hatten, erlöst hat, ihre Interessen bis zum letzten Augenblick gefördert und sie zu dieser Höhe des Wohlstandes gebracht und darauf erhalten hat, nicht minder auch dafür gesorgt hat, daß sie mit größtem Vertrauen blicken auf seinen Thronfolger, Seine Hoheit Heinrich Julius, der mit Tapferkeit, Geistes-Klarheit und -Bildung nicht minder als mit Herzensgüte ausgestattet, durchaus würdig erscheint, ein Vater des Vaterlandes zu sein, nachdem er in der Verwaltung des Episkopats von Halberstadt und des Rektorats dieser Akademie und anderer Ämter sich als Jüngling bereits das Lob und die Anerkennung aller

erworben hat; gewiß wird er jetzt in gesetztem Alter mit seiner größeren Macht und Aufgabe noch zunehmen und wachsen an Ansehen, Glanz und Verdienst. Ja, das wahrste Ziel des Herzogs Julius werdet Ihr darin erkennen, daß man erst nach mehreren Jahrhunderten seine Wirksamkeit ganz und richtig sollte würdigen können. Zum Heil und Segen seines Volkes hat er die größte Sorgfalt auf die Erziehung seiner Kinder verwendet. Ich brauche darauf vor Euch nicht weiter einzugehen: dies eine aber wird mir keine noch so lange Zeit aus dem Gedächtnis tilgen, wie zwei seiner Söhne hier Eurem Unterricht und Eurer Erziehung anvertraut, zu bestimmten Zeiten den strengsten Prüfungen unterworfen, von allen Festlichkeiten, Gelagen und Kneipen durchaus fern gehalten wurden, wie man sie niemals dem mordsüchtigen Vergnügen der Hasen- oder Hirschjagten fröhnen, sondern stets wie ein Zweigespann mit größter Pünktlichkeit nur zu wissenschaftlichen oder kirchlichen Vorträgen erscheinen sah. Und vor allem ist das würdig, der Geschichte anvertraut zu werden, wie so prächtig, lebendig und (im Verhältnis zu ihrem Alter) gelehrt sie bei der Disputation über die unter Leitung des großen Juristen Borchholte aufgestellten Thesen mit schwerwiegenden Argumenten opponierten. Guter Gott, wogte mir damals der Busen in vielfacher Erregung! Was hätte ich darum gegeben, daß bei diesem

Schauspiel und Vorbild alle Herrscher und alle Herrschersöhne Europas zugegen gewesen wären! O wie hätten selbst die ältesten derselben sich schämen dürfen, aus Unwissenheit schweigen und ihr ganzes Genie durch Zuhören bethätigen zu müssen, über Gegenstände, über welche diese zarten Jünglinge Bescheid wußten, reden konnten und sich Gehör zu verschaffen vermochten! Da hätten sie lernen können, daß es keineswegs immer, ja daß es nicht einmal zu dieser Zeit überall für einen gemeinsamen Vorzug des Fürstentums und der Herrscherwürde gegolten hat und gilt, nur mit fremden Verstandesgaben, Urteilskräften und Zungen zu wissen, zu raten und zu reden!

Wir alle wissen, daß die vortrefflichen Anlagen Sr. Hoheit des durchlauchtigsten Herzogs Heinrich Julius mit ganz derselben Strenge, mit ganz demselben Fleiße ausgebildet worden sind, daß hochderselbe schon in frühreifem Alter die höchste Stufe in allen Wissenschaften, Sprachen und Tugenden, die einem guten Fürsten und Herrscher unentbehrlich sind, erlangt hat. Warum denn also, wenn Ihr des Geistes Blick nach oben richtet, sollte um des Volkes Zukunft willen Betrübnis platz greifen? Seht Ihr nicht, wie von dort sein unter die Helden gesellter seliger Geist zur Erde herabschaut und einerseits mit Wohlgefallen sowohl diese vom durchlauchtigsten Herzog Heinrich Julius zum Zeichen kindlicher Liebe und Dank-

barkeit angeordnete großartige Trauerfeier als auch dessen, bei den meisten Herrschern so schmerzlich vermißten Vorzüge des Geistes und Körpers wie geschaffen zur segensreichsten Regierung des Volkes, andrerseits aber sein Land und Volk in schönstem Frieden, geläuterter Gottesverehrung, Gerechtigkeit, Wohlwollen und Dankbarkeit mit den stärksten Banden der Treue an denselben gefesselt erkennt?

Ob endlich Du Deiner selbst wegen betrübt sein darfst, und wie Deine eigene Stimmung gegen Deinen dahin geschiedenen erhabenen Gründer sein muß, das, o alma mater Julia, will ich nicht mit meinen eigenen Worten darstellen. Nein, wisse, daß der selige Geist des hohen Verblichenen unter uns gegenwärtig ist und an unserer Herzenspforte pocht und mit derselben Stimme, denselben liebevollen Mienen, mit denen er so oft zu Dir gesprochen, die Worte spricht, die gleich über meine Lippen kommen:

„Jener Julius Cäsar, dessen hohe Machtstufe ich freilich nicht erreichen konnte; — (denn gegen meine Natur wär' es gewesen, durch Umsturz und eine das Vaterland zerfleischende Revolution mir eine grausame Tyrannei zu erringen) — ist mir ein Vorbild gewesen in seiner Geistesgröße und in seinen Tugenden; sein besseres Teil hab ich nachzuahmen, ja, soweit väterliches Blut und heimischer Brauch es mir verstattete, zu überbieten gesucht; ihn, dessen Namen ich trage und dem ich ebenbürtig bin durch ruhmreiche

Ahnen, — die Götter, die nach dem Erfolge nicht urteilen, werden vielleicht erkennen, daß ich ihn ganz erreicht, ja, daß ich mehr geleistet habe. Denn „der hat gar nichts verfehlt, der alles gewirkt, was er konnte." Als jener einst zu Alexandria nicht ohne besondere Gotteshuld kraft eigener Energie und Geistesgegenwart in höchster Lebensgefahr, ja in letzter Not und Verzweiflung sich aus Feindes Gewalt retten mußte, da dachte er nicht so sehr an sich selbst als an seine Musen, seine Bücher.

Feindliche Truppen erstürmen den Deich, woselbst nun der Feldherr
Roms umzingelt sich sieht von grausiger Tücke und Kriegslist;
Denn auf der Meerflut naht das Geschwader der feindlichen Flotte,
Aber den Deich erstürmt schon das Landheer, — wo noch ein Ausweg?
Völlig verbaut scheint Flucht, ja selber des Tapferen letzte
Zuflucht, der Tod, ist verwehrt; denn waffenlos kann er ihn nimmer,
Wünscht er ruhmvoll zu enden, von feindlichen Händen erkaufen,
Die ihn lebendig zu fangen bemüht sind; — elendes Schicksal!
Siehe! noch einmal winkt Fortuna, das Heil zu versuchen,
Tollkühn springt er ins Meer, hoch hält, *sie vor Nässe zu schützen*,
Nun er schwimmt, seine Bücher die Linke aus brandenden Wogen,
Die mit der Rechten durchrudert der Held, den endlich die Freude

Jauchzend gen Himmel ob solchen Gewinns am sicheren Bord sehn.*)

So auch, meine Julia, habe ich Dein Julius, in allen Schicksalsnöten, deren ich gar viele bestehen mußte, Dein Heil der innigst geliebten Musen wegen mit meinem persönlichen Heil verbunden und verkettet! Ja, wisse, daß Du von Jugend auf meine Sorge und Liebe warst: als mich von allen Seiten die Wogen dieser stürmischen Zeit umbrandeten, als mich von Rom aus die Sturmfluten einer nichtswürdigen Kirche, als vom Tiber her die arglistigen Bestien der Priesterherrschsucht auf mich einstürmten: als man mich losriß aus den Armen des Vaters, vom Busen der Mutter, von der Liebe und Freundschaft meines ganzen Hauses, mich preisgab dem Haß, dem Neide, den Verläumdungen zischelnder Schlangen, dem Gebell der Hunde, dem Gefletsch schäumender Eber, den Rachen und Klauen der Löwen, als die höchste Not des Schicksals mich umflutete: als ich nach den Meinungen müßiger Pfaffen kaum noch auf einen ehrenvollen Tod hoffen durfte, — da hab' ich Dich, Du Hälfte meines Herzens, unter dem Banner der Religion, Frömmigkeit und Wissenschaft

*) Diese Verse sind bis zum 6. aus der Pharsalia der Lucan entnommen; der Schluß aus einem Nachtrag des Sulpicius zu diesem, den Julius Cäsar, verherrlichenden Epos.

mit diesem Arme hochgehalten, so daß Du nicht nur nicht ertrinken brauchtest in den Wogen der Schlechtigkeit und Feindschaft, sondern nicht einmal von ihnen benetzt wurdest! Nur mit der Rechten, die ja auch auf Dein Heil nur bedacht war, hab' ich die Fluten durchrudert, die Klippen vermieden, um mein und Dein Leben zum sicheren Hafen zu retten! So war von meinen Händen die eine nur und ganz um Dein, die andere sowohl um mein eigenes, als auch um Dein Dasein bemüht. Nachdem ich also auf dem Meere des Lebens so manchen harten und langwierigen Kampf unternommen, ausgehalten, durchgefochten und gewonnen habe, sehe ich mich endlich hier droben aufgenommen und im himmlischen Ahnensaal meiner Väter mit Beifall empfangen, Dich aber im sicheren Hafen allen Stürmen entrückt.

Sei denn eingedenk Deines Julius, meine Julia; auf Dich schau ich herab vom Himmel wie auf eine Tochter, der ich deshalb meinen Namen verliehen habe, damit derselbe als Pfand meiner Liebe in Deinem Herzen bewahrt bleibe! Dich hab' ich dem Herzen meiner Kinder eingeschrieben, auf daß ihre Liebe zu Dir unerlöschlich sei, Dir hab' ich ihre Erziehung anvertraut: auf daß sie die Milch der Frömmigkeit, der Religion und Wahrheit an Deinen Brüsten saugen, die Liebe zu Dir mit ihrem Blute mischen sollten, daß sie Dich lieben sollten wie ihr eigenes Fleisch, um wiederum zu Männern

herangewachsen Dich zu nähren, zu fördern und zu schützen, meine Julia! Dich meine ich, Julia, ich Dein Julius, mit dessen Geburt Du geboren, mit dessen Muttermilch Du aufgezogen, mit dessen Jugend Du Deine Jugend verlebt, dessen Verbannung auch Deine Verbannung, dessen Heil Dein Heil gewesen ist! Aber wenn Du zwar, Julia, geboren bist mit Julius, wenn Du, Julia, gelebt hast mit Julius, o sorge dafür, hüte Dich, daß Du nicht auch gestorben zu sein scheinest mit Deinem Julius! Dir lebt noch Dein Julius, ja er lebt noch für Dich! Fliesch von meinem Fleisch, Blut von meinem Blut (in ihm lebe ich fort und lebe mit Dir), wird mein Erstgeborener, Heinrich Julius, von Gottes Gnaden mit nicht geringerem Heldensinn begabt, wie er schon zu meinen Lebenszeiten Dein Rektor war, jetzt ganz Dich aus meinen Armen in die seinigen aufnehmen! Er wird Dich begünstigen, Dich fördern, Dich mehren und erhöhen! Leb' denn wohl, meine Julia, leb' ewig wohl! Und dies eine ist mein letztes Wort an Dich, mein Vermächtnis: Liebe mich! und wenn Du ganz erwidern willst die Liebe, mit der ich Dich geliebt, so liebe die, welche ich liebte, nimm jeden auf, den ich aufgenommen haben würde, ehre die, welche ich geehrt haben würde, schätze, welche ich geschätzt haben würde."

O verklärter Held, weiser Fürst, ruhmreicher Herzog, siehe, hier war Dein ganzes Herz, Dein Geist, Deine Seele, hier war Dein ganzes,

Dein mächtiges Streben! Nicht hast Du nach Art der Alten Götzenbildern einen Tempel errichtet, unreinen Dämonen und menschenfeindlichen Geistern Altäre geweiht, keine Schlafzellen für Mönche, kein Nest für lichtscheue Ratten erbaut; keine Zwingburgen mit dem sauren Schweiß und Gut Deiner Unterthanen zur Unterdrückung ihrer Freiheiten hast Du errichtet! Du wußtest ja, weisester Fürst, daß Festungen und Burgen gegen innere Feinde nicht sowohl Schutz dem Fürsten verleihen, als vielmehr zu Bollwerken gegen ihn werden können. Du hattest wohl erkannt, daß man die Völker am besten durch Gerechtigkeit, durch Langmut, durch Wohlwollen, durch Klugheit, durch Weisheit an das bestehende Regiment gewöhnt und fesselt.

Das waren die Mauern, Bastionen und Wälle, das waren und sind die Ketten, dadurch Du geherrscht hast und fürderhin herrschest.

So hast Du auch Deine Feinde allein durch Deine Klugheit und Geisteskraft geschreckt. Du hast stets bedacht, daß Weisheit und Besonnenheit und Lebenserfahrung alle Bollwerke und Sturmböcke übertrifft. Darum hast Du des Volkes Wohl und des Fürsten Macht und Größe allein im Dienste der Musen suchend, diese Deine Julia, Deinen Namen und Dein ganzes Gefühl den Musen geweiht.

Aber was für eine Gegengabe für solche Gabe bieten Dir die Musen? Eine goldene

Statue haben sie Dir im Tempel der Ewigkeit errichtet, eine Statue, in deren Rechte das Schwert und die Wagschale der Gerechtigkeit Asträa darreicht, in deren Linke das Buch der Weisheit und der Gesetze Minerva legt. Auf ihrem Haupte strahlt die Krone der Klugheit und des Rechts, die der große Apollo Dir geflochten. Unter ihren Füßen sieht man die Bilder unzähliger Ungeheuer sich krümmen, Neid, Betrug, Zorn, Schlemmerei, Unfrömmigkeit, Aberglauben, Unwissenheit, Trägheit, Luxus, Verkleinerung, Habsucht, Herrschsucht, Grausamkeit und tausend andere. Um diese herum stehen Statuen von reinsten und massivstem Silber. Da steht Klio, die Erinnerung der Gegenwart und Vergangenheit, die Verherrlicherin Deiner ruhmvollen Thaten im Gesange, Melpomene mit dem tragischen Ernst, die erhabene Todesfeier leitend, mit der Menschen, Götter, Himmel und Elemente Dein Hinscheiden ehren; die heitere Thalia mit lieblichem Scherz, sie, die allen, die sich Deinen heroischen Plänen und Unternehmungen widersetzten, die Dein erhabenes Lob zu verkleinern versuchen möchten, die auf eine eherne Tafel eingeschriebenen Verse vorhält:

Über die Sterne entrückt verachtet er niedrige Spötter.
Blasser Geselle, vergiß nun Deinen Ärger, o Neid!

Da singt Kalliope in heroischen Versen von Deinen und Deiner Ahnen Ruhmesthaten; Terpsichore erregt, lenkt und steigert mit Zither-

klang die Gefühle, Erato tanzt den lieblichen Reigen und entzückt durch Gesang und Mienenspiel, alles deutet und spricht mit Geberden und Gesten Polyhymnia. Urania aber hat am hohen Plafond des Himmelsgewölbes, der ausgelegt ist mit solidem Gold und Hyacinth und alle Gestalten der himmlischen Hemisphäre in eigenartigen und lebensfrohen Farben zur Darstellung bringt, Deinen ruhmreichen Namen rings um die strahlende Ähre der Erigone eingezeichnet.*)

Wenn wir unser Auge zu den nördlichen Sternbildern emporrichten, so erblicken wir dort zunächst Helice, Cynosura, den Drachen, Bootes, die Krone der Ariadne, Hercules, Aesculap oder den Schlangenträger, den Pfeil, den Delphin, Sternbilder, deren jedes mir eine Deiner Tugenden darzustellen und durch seine eigentümliche Bildersprache zu versinnlichen scheint: der Delphin Deine Menschenfreundlichkeit und Humanität, der Thessalische Pfeil Deine glückliche Schnelligkeit in der Ausführung reiflich durchdachter Pläne, der Adler die erhabene Würde

*) Erigone ist das Sternbild der Jungfrau, die in der Rechten eine Ähre hält, den bekannten glänzenden Stern „Spica“. Die hier beginnende Symbolik der Sternbilder erinnert an die moralische Allegorie des Sternenhimmels im spaccio, der „Reformation des Himmels“. Vrgl. Giordano Bruno, Reformation des Himmels, verdeutscht und erläutert von L. Kuhlenbeck, insbesondere auch die dort zur Erläuterung beigegebenen Sternbilderkarten.

Deines Herzogtums, der Schwan Deine Herzensreinheit, Aesculap Deine Klugheit, Hercules, Deine Tapferkeit, die Krone Deine Majestät, Bootes Deine Wachsamkeit und Sorgsamkeit, Cynosura Deine erhabene Charakterfestigkeit, Helice den unverlöschlichen Glanz Deines erlauchten Geschlechtes.

Daran reihen sich die Bilder zwischen dem nördlichen Wendekreise und dem Kreise der ersten beweglichen Zone, die stählerne Sichel oder das gekrümmte Schwert, das Haupt des Algol oder der Medusa, die Ziege mit dem Bock, das Haar der Berenice, Deltoton oder das Dreieck, der Fuhrmann oder Erichthonius, Perseus, Andromeda, Kassiopea, Cepheus, das Pferdchen, Pegasus oder das Roß des Bellerophon. Pegasus, der mit weit entfalteten Fittichen den Ätherraum durcheilt, bezeichnet Deinen alle Welt erfüllenden Ruhm, das Pferdchen Deinen Freisinn, Cepheus (der auch Cheieus, d. h. der Flammende heißt), Deine flammende Verehrung der Musen, Deinen brennenden Eifer für Gerechtigkeit, Kassiopea ist Symbol Deiner glücklichen Ehe mit Deiner edlen Gemahlin: Andromeda, die mit Ketten und Fesseln gebundene, Deiner Gottesfurcht und Frömmigkeit, welche Deine Gefühle und Handlungen so sehr gebunden hatten, daß Du nichts gegen die göttliche, natürliche und moralische Ordnung für erlaubt hieltest oder zu unternehmen wagtest. Perseus, der Überwinder, ist Sinnbild Deiner beharrlichen Energie und Arbeitsamkeit. Das Haar der Berenice offenbart Deine Leutseligkeit und Lieblichkeit; der Wagenlenker Erichthonius, der durch seinen Gesang die Eichen nach sich gezogen haben soll, Deine natürliche Beredtsamkeit und Huld, mit der Du die rohsten Menschen zu freiwilligem Gehorsam umzustimmen vermochtest. Das Dreieck bedeutet eine dreifache Tugend, die Klugheit, mit der Du Deine Geschäfte unternahmst, die Ausdauer, mit der Du sie durchführtest, die Mannhaftigkeit, mit der Du das Vollendete und Erlangte zu verteidigen und zu wahren verstandest, die Ziege mit dem Böckchen versinnbildlicht gemäß dem Einfluß ihrer Sterne die Sorgsamkeit und die Richtung Deines Gemüts auf würdige Ziele. Jenes abgeschlagene Gorgonenhaupt, dem statt lieblich flatternder Menschenlocken gräßliche Schlangen sich entringeln, ist ein Gleichnis des abscheulichen Ungeheuers der Papstherrschaft, dem zahllos wie die Haare des Hauptes, alle Lästerzungen gegen Gott, Natur und Menschlichkeit unterthan sind und dienen, und welches mit dem schlimmen Gifte seiner Bosheit und Unwissenheit die Welt krank gemacht hat: wir jubeln, daß Deine Tapferkeit es von diesen Landen abgeschlagen und fortgeschleudert hat. Jenes stählerne Schwert rot vom Blute des Ungeheuers

deutet auf die unbesiegbare Energie Deines Willens, mit der Du dieses gräßliche Untier beseitigt hast.

Betrachten wir drittens die Sternbilder der Ekliptik, so begegnen uns dort die Fische der Dione, der Phrygerjüngling Ganymed, der auch Wassermann genannt wird, der zottige Steinbock, der Centaur Chiron, der Skorpion, die Wage, die Jungfrau Asträa, der Löwe, der Krebs, das Bild der Zwillinge Castor und Pollux, der Stier, der Widder. Von ihnen bedeutet der mit dem goldenen Vließ strahlende Widder, daß Du nach einer eisernen und wirren Ära diesem Herzogtum ein goldenes und friedliches Zeitalter heraufgeführt und gesichert hast. Der Stier, der Europa getragen, ist Sinnbild Deines Ernstes, Deiner Beständigkeit und Charakterreife; Castor und Pollux der Liebe und Gegenliebe, welche das gerechte und holdselige Bruderpaar Eros und Anteros als Norm aller Gaben und Gegengaben aufstellen. Der rotflammende und gekochte Krebs bezeichnet Deine erstaunliche Arbeitsausdauer. Der Löwe, dessen Herz wie die Sonne strahlt und funkelt mit feierlichem Strahlenkranz, ist Symbol Deiner unbesiegbaren Großmut, dadurch Du Aufruhr und Krieg unterdrücktest, bevor sie sich noch zu erheben wagten. Asträa ist das Bild Deiner natürlichen Enthaltsamkeit und Keuschheit; die Wage zeigt das gerechte Maß, mit dem Du in fremden und eigenen Angelegen-

heiten gewaltet. Der fürchterliche Skorpion mit dem Stachel und den scheußlichen Armbeinen bedeutet die Frechheit der betrügerischen und heimtückischen Menschen, die Du unterdrückt hast. Chiron, der nur in seiner oberen Gestalt als Mensch erscheint, stellt manche Deiner Unterthanen dar, die Du erst von Barbarei und Rohheit zu wahrer Menschenbildung erhoben hast, indem Du ihnen Frömmigkeit und Künste und Wissenschaften einpflanztest. Der Steinbock, bei dem die Sonnenbahn von ihrem unteren Laufe zum oberen einlenkt, versinnbildlicht die offenbare Vergrößerung Deiner Herrschaft und ihren in Zukunft noch bevorstehenden Emporgang.

Der Phrygerknabe, welcher Dir Nektar aus Jupiters Krügen kredenzt, giebt damit den Grund an, aus welchem Dir die Musen im Tempel des Ruhmes dieses Denkmal errichtet haben, als einem, der unter die Schar der auserwählten Geister eingereiht nunmehr vom Weine des ewigen Lebens trinkt. Die Fische, welche den tiefsten Teil dieses Himmelskreises einnehmen, verbildlichen, da sie Venus und ihren Sohn aus der Gewalt des Riesen Typhon befreit haben,*) ebenfalls den Grund, aus welchem

*) Vgl. Bruno's Reformation des Himmels, verdeutscht von Dr. L. Kuhlenbeck S. 47, n. 4. „Die Mythen, welche diesem Sternbild untergelegt werden, beziehen sich auf die syrische Göttin Derketo oder Astarte. Beide Gottheiten indentifizierten die Griechen mit ihrer

Du des himmlischen Wohnsitzes teilhaftig geworden bist, weil Du ja dem evangelischen Gesetz der zwiefachen Liebe, der Nächstenliebe und der Gottesliebe, als es zu Dir floh, um nicht vergewaltigt zu werden von jenem grausamen und eigenmächtigen Tyrannen, in Deinem Hause eine Stätte gewährt, ihm Schutz und Sicherheit verbürgt hast. *Schließlich* zeigen sich uns am *untersten Himmelskreise*, tief unter Dir die wundervollen Sternbilder Orion, Procyon und Sirius der Hund, der Hase, Schiff Argo, Hydra, der Rabe, der Becher, der Wolf, der Altar, der südliche Fisch, der Walfisch, Eridanus, die Krone. Hier bezeichnet die Krone den Stolz und nichtige Ruhmsucht und Tyrannei; Eridanus maßlose Verschwendung und zwecklosen Aufwand; Der Walfisch unersättliche Gier, der Fisch stumme Unwissenheit; der Altar den Aberglauben und Götzendienst; der Wolf die Habgier und Grausamkeit, der Centaur die Zweideutigkeit der Gesinnung und Unaufrichtigkeit des Gemüts; der Becher Ausschweifung und Trunkenheit; Hydra Bissigkeit und allgemeine Schmähsucht; das Schiff Argo Habgier und betrügerische Gewinnsucht: der Hase Klein-

Venus. Die Mythe erzählt, daß sie sich einst aus Furcht vor Typhon in den Euphrat gestürzt und in einen Fisch verwandelt habe.“ Weiteres über diese und ähnliche Mythen (den Zusammenhaug derselben mit der Sage von Jonas und dem Walfisch) siehe ebendaselbst S. 68 u. 309.

mütigkeit und Verweichlichung; die beiden Hunde, die die Erde mit unerträglicher Hitze und Glut sengen, Haß und Neid. Der sturmbringende und furchtbare Orion bedeutet Rohheit und Grausamkeit. So sind durch diese Sternbilder die Laster versinnbildlicht, welche Du durch eine entsprechende Anzahl von Tugenden unter Deine Füße gebracht und gebändigt hast; Rohheit und Grausamkeit durch wunderbare Milde, Haß und Neid durch Geduld und Großmütigkeit; die Schmähsucht durch vollendete Würde und Beredtsamkeit: die Geschwätzigkeit durch bedächtige Sprache: die Trunkenheit und Ausschweifung durch Enthaltsamkeit und Nüchternheit; Zweideutigkeit und Hinterhaltigkeit durch Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit: Wildheit und Rohheit durch Milde und Herzensgüte: Aberglauben und Götzendienst durch Religion und Frömmigkeit: stumme Unwissenheit durch Weisheit und Wissenschaft: unmäßige Begehrlichkeit durch Selbstbeherrschung und Maß: Verschwendung durch Sparsamkeit und Bedürfnislosigkeit: ausschweifenden Ehrgeiz und Herrschsucht durch Vaterliebe zum Vaterland.

O glückliche, o durch solchen Stifter, durch Deinen Julius drei- und viermal glückselige Akademie Julia! Wachse, blühe und gedeihe, Du glorreichster unter allen Musensitzen der Welt. Erhabenste und erlauchteste Fürstin, Tochter eines Fürsten, Schwester von Fürsten,

der eine lange Reihe glorreicher Nachkommen verheißen ist! Hoch geboren, herrlich erzogen, wachse glorreich heran! Lebe und freue Dich wieder Deines Lebens nach dieser Trauerfeier und nach diesen Thränen, die Du als eine Tochter vergossen hast; ja rühme Dich dieser Betrübnis und Trauer selbst; denn um einen würdigeren Anlaß hat niemals eine Akademie solche Thränen vergossen, noch wird sie je solche Thränen vergießen. Dein Gründer, Dein Fürst und Herr, Dein Vater ist im Himmel und schaut von dort auf Dich herab. Dort betet er für Dich zu Gott dem Allmächtigen und seine, Gott dem Allmächtigen wohlgefälligen, Gebete werden Dir erwirken, was er will, er, dessen glückseligerer Zustand Dir nimmermehr zum Nachteil sein kann!

Dixi.

III.

Sonette zur Bruno-Feier.

Von Gius. Aurelio Costanzo. Übersetzt von Ludwig Kuhlenbeck.

1.

Die ganze Welt mag sein Verbrechen kennen,
Vernehmt die Sünde, die er eingestand,
Und dann erwägt, aufs Herz gelegt die Hand,
Ob solch' ein Ketzer schuldig war zu brennen!

„Die Wahrheit", lehrt' er, „sollst Du Gott nur nennen,
Zum Denken nur gab Gott Dir den Verstand,
Und die Vernunft nur hat vor ihm Bestand,
Für Wahrheit soll das Herz in Liebe brennen."

Und diese Lehre war all' sein Verbrechen
Als todeswürdig mußte sie erscheinen
Dem Götzendienst des Falschen und Gemeinen,

Deß Tyrannei und Zwingherrschaft zu brechen,
Er auf des Aberglaubens finstre Schranken
Gerichtet Batterieen von Gedanken.

2.

Das „heilge" Amt darf ja kein Blut vergießen,
Ist doch das Blut ein gar besondrer Saft,
Von dem betaut Ideenkeime sprießen,
Und Samen fördern mit verstärkter Kraft.

„So werd' er denn verbrannt lebendig", schließen
Die milden Richter von der Priesterschaft,
„Ein wenig Glut und Rauch — die Asche gießen
Wir in den Wind!" Doch seht die Samenkraft!

Auch in der Asche blieb sie noch beständig,
In jedem ihrer Stäubchen lebt sein Geist,
Und jegliches Atom, es ward lebendig,
Ein Zeuge, der die Wahrheit uns beweist.

So stäubt die Asche fort in allen Landen,
So ist ein Phönix Bruno auferstanden.

IV.

Parabase zur Enthüllung des Bruno-Denkmals

am 9. Juni 1889
von
Ludwig Kuhlenbeck.

Dem Vesuvius nah, — des flammendes Haupt in erderschütterndem Grimme
Gar oft das entartete Menschenkind erschreckt mit grollender Stimme,
Erinnernd, daß aus der Sonne Glut auch die dunkele Erde stamme,
Daß unter der Schlacke lohende Glut, ein mütterlich Erbe, ihr flamme,
In Campaniens glücklichem Gartengau, vor Nolas alternden Thoren,
Hast Heldenmutter Italia du den Geistesheros geboren,
Dem Vernunft und Gemüt von der Wahrheit Strahl zur Prometheusfackel entfacht ward,
Des kostbares Herzblut am Märtyrerpfahl der Freiheit zum Opfer gebracht ward.

Erniedert zur Dienstmagd des Priestertums, in dumpfigen Klostermauern,
Gefesselt mußte Philosophie ein volles Jahrtausend vertrauern:
Oft saß sie nächtlich am Webestuhl, Penelopen gleichend im Schaffen,
Wirkend und trennend das Totenhemd der Herrschaft der Mönche und Pfaffen,
Allein, wenn der lichte Tag sich erhob, und Rosen Aurora verstreute,
Die Lerche jubelnd gen Himmel sang und endloser Bläue sich freute,
Dann sah man sie wieder am Beichtstuhl knien, verdorrte Gelehrtheit bekennen,
Wie heiß auch im Herzen ihr mochte die Glut der denkenden Leidenschaft brennen.

Da trat verkleidet im Mönchsgewand der befreiende Held ihr entgegen,
Kein Heiligenschein umschimmert sein Haupt, doch des Genius göttliche Klarheit,
Er schaut ihr ins Auge mit Flammenblick, ein besonnener Schwärmer der Wahrheit:
Er flüstert ihr manches „Gedenke!" ins Ohr, aus längst vergessenen Zeiten,
Daß einst sie, Königin, herrlich und frei unter jonischen Säulen gewandelt
Mit Lanze und Helm, wie's wohl anstand der Zeus geborenen Jungfrau;
Er entführt sie betäubendem Weihrauchsduft und täuschendem Schimmer der Kerzen
Zur lebenweckenden Lenzesluft ins lachende Lichtmeer der Sonne,

Entreißt ihren Augen das magische Band: — da erkennt sie wieder das *Wesen*
Urewigen Seins, des unendlichen Alls das Größte und Kleinst' in den Dingen,

Die goldenen Ketten zum Vater des Alls, des Wahren, Schönen und Guten
Dreieinigen Klang. — Mit Adlerschwung die entfesselten Fittiche lüftend,
Ergreift sie den Speer und spiegelnden Schild, nun schwebt sie wieder als Göttin
Ob Thälern und Höhen, von Lande zu Land verjagend „gewaltsames Untier“
Wie ritterlich hat der Nolanische Held gestritten in tausend Gefechten, —
Die Wissenschaft schlug auf dem geistigen Plan, — umdräut von Dummen und Schlechten!

Bis er ruhmvoll gesunken im Märtyrertod,
An der Kirche „heiliges“ Henkertum,
Von schnöder Verblendung verraten!
Bis hier auf dem Blumengefilde Roms
Der Scheiterhaufen in Flammen stand,
Dessen prasselnder Loh' und Funkengesprüh'
Sich sein unsterblicher Geist entwand,
Zur Heimat der Götter sich wendend.

Nun hat ihren Siegfried Chriemhild gerächt,
Gesühnt hat freiheitliebende Kunst
Die Schmach verblendeten Unverstands.
Stets soll dein ehernes Standbild nun
Zum Fortschritt mahnen die Menschheit!

Druck von Greßner & Schramm in Leipzig.



Giordano Bruno. Statue von Ettore Ferrari.




COLUMBIA UNIVERSITY
0032026927

